

Buchbesprechungen

Streben nach historischer Wahrheit

Die Rede von der „historischen Verantwortung“ mit Bezug auf Nationalsozialismus und Shoah ist in der deutschen Gedenkkultur zu einem Allgemeinplatz geworden. Jenny Tillmanns verfolgt mit ihrer Dissertation das Anliegen, „das geschichtspolitische Postulieren von historischer Verantwortung mit etwas Substanz auszustatten“, wobei sie sich mit der geschichtsphilosophischen Dimension dieses Themas auseinandersetzt. Ausgehend von ihrer Hauptthese, dass „wir [...] eine historische Verantwortung nicht für die Taten unserer Vorfahren, sondern für unsere historische Identität (wer wir sind) und unsere historische Praxis (was wir tun)“ haben, entwirft sie in vier Hauptkapiteln vier unterschiedliche, aber wechselseitig aufeinander bezogene und voneinander abhängige Modelle historischer Verantwortung. Ihren Verantwortungsbegriff, der von einer grundsätzlichen „Optionalität in unserem Umgang mit Geschichte“ ausgeht, kennzeichnet sie selbst als existenzialistisch. Der Gegenstand aller Modelle ist historisches Unrecht in Form eines „Verbrechens gegen die Menschlichkeit“ und dessen in die Gegenwart reichende Konsequenzen, wobei Tillmanns sich spezifisch auf die Shoah bezieht, was sich auch in der Auswahl ihrer ReferenzautorInnen ausdrückt.

Das 1. Modell bezeichnet das „Erinnern von Vergangenheit“ aus der Perspektive der Opfer. Träger der historischen Verantwortung und damit der Erinnerung sind nicht die Nachfahren der Opfer, sondern die der Täter, die sich im Bewusstsein um das historische Unrecht an die Opfer und deren Nachfahren richten. Allerdings geht Tillmanns davon aus, dass es „auch im Interesse der Nachfahren der Täter“ ist, eine solche „anamnetische Solidarität in Form einer Erinnerungskultur [zu] leisten“. Dem 1. Modell liegt das Motiv der Zeugenschaft zugrunde, der Ort der historischen Verantwortung ist die Erinnerungskultur, sein ethisches Kriterium ist historische Gerechtigkeit.

Im 2. Modell geht es um das „Überliefern von Vergangenheit“ in der „Beteiligtenperspektive“. Der „Fokus [ist] ausschließlich auf die Täter und ihre Motive, sowie deren Taten und Ursachen“ gerichtet. Die Reihenfolge der Modelle ist dabei keineswegs beliebig, vielmehr betont Tillmanns das Primat der Opferperspektive. Diese benötigt aber ergänzend das 2. Modell, um die mit dem konkreten Ereignis verbundenen Leidenserinnerungen im historischen Kontext begreifen zu können. Tillmanns zieht hier eine Parallele zur Broszat-Friedländer-Debatte um die Historisierung des Nationalsozialismus: Nur wenn die Perspektive der Opfer als „Brennpunkt“ fixiert ist, kann eine kritische Historisierung vorgenommen werden. In diesem Sinne unterscheidet die Autorin auch zwischen einer passiven Historisierung, die sich durch „das schlichte Fortlaufen der Zeit“ (S. 24) vollzieht und einer aktiven Historisierung, die eine „Überwindung der zeitlichen und räumlichen Distanz zur Vergangenheit“ (S. 25) durch Bezug auf diese darstellt; jedes Modell ist ein eigener Modus aktiver Historisierung. Das Motiv des 2. Modells ist die Rechenschaft, seine Orte sind die Geschichtsschreibung und -politik, sein ethisches Kriterium ist das kritisch angeeignete historische Erbe.

Das „Erzählen von Vergangenheit“ aus der „Beobachterperspektive“ konstituiert das 3. Modell. Dieses bezeichnet „eine partikuläre historische Verantwortung von Geistes- und Sozialwissenschaftlern“, die sich aus deren Expertenrolle im Umgang mit der Vergangenheit ableitet. Dabei können die im 1. und 2. Modell formulierten Ansprüche – Primat der Opferperspektive und deren kritische Kontextualisierung – als Orientierungspunkte dienen. Tillmanns führt hier den Begriff der „Geschichtsschichtigkeit“ ein, der besagt, dass Geschichte „a) vorhanden, b) verfügbar und c) machbar“ ist. Für die Praxis historischer Ver-

antwortung bedeutet dies analog, dass Geschichte „a) vorgefunden, b) angeeignet und c) angewendet“ wird. Die Geistes- und Sozialwissenschaftler fungieren dabei als „Scharnier zwischen der Geschichte in ihrer Vorhandenheit und der Geschichte in ihrer Machbarkeit“. Das Motiv sowie das ethische Kriterium sind hier das Streben nach historischer Wahrheit.

Im 4. Modell geht es um das „Fragen nach der Frage nach Vergangenheit“. Ist historische Verantwortung im 1. und 2. Modell durch die Herkunft der Nachfahren der Täter und im 3. Modell durch das Arbeitsethos der Wissenschaftler begründet, so geht es nun um die historische Verantwortung aller Menschen ob ihrer fundamentalen Geschichtlichkeit. Angesichts der Shoah ist es unmöglich geworden, von einem Sinn der Geschichte zu sprechen. Der Uneinholbarkeit dieses Bruchs lässt sich nur noch in Form permanent erneuerten Fragens nach der Geschichte in Form einer „Histodizee“ gerecht werden, was bereits auf die theologischen Bezüge hinweist, die für dieses Modell zentral sind.

Jenny Tillmanns hat ein materialreiches und komplexes, aber dennoch gut strukturiertes Buch vorgelegt, das ihrem eingangs zitierten Anliegen durchaus gerecht wird – wobei die Reduktion einiger Redundanzen der Lesbarkeit deutlich gut getan hätte.

Der idealistische Ansatz hat aber Schlagseite: Obgleich Tillmanns „[d]ie politische Verantwortung für die Jetztzeit sowie historische Verantwortung“ als „zwei Seiten ein und derselben Medaille“ bezeichnet, bleibt die Frage nach der Praxis historischer Verantwortung unterbelichtet. Konkret gefragt: Wie passt es zusammen, dass kaum noch jemand dem Primat der Opferperspektive widersprechen würde, während zugleich etwa die Entschädigungen für ehemalige Ghetto-ZwangsarbeiterInnen über Jahre verschleppt werden? Hier fehlt eine kritische Perspektive, die Akteure und ihre Interessen in den Fokus rückt sowie den (Intellektuellen-)Diskurs um historische Verantwortung mit politischen, kulturellen und sozialen Entwicklungen kontrastiert. Der Studie von Jenny Tillmanns sind NachfolgerInnen zu wünschen, die diese Aspekte stärker in den Blick nehmen.

Jenny Tillmanns: Was heißt historische Verantwortung? Historisches Unrecht und seine Folgen für die Gegenwart. Bielefeld 2012

Michael Becker

(K)ein Abenteuer-Roman?

Das vorliegende Buch mit dem signalroten Einband über den „amerikanischen Schindler“ liest sich spannend wie ein Abenteuerroman mit historischem Hintergrund. Aber es sei vorweggenommen, dass es sich trotz der geschickten Aufmachung nicht ganz um einen solchen handelt. Allerdings waren die geschilderten Unternehmungen des Amerikaners Varian Fry (1907–1967) und seiner Helfer zur Rettung der vor den Verfolgungen des Naziregimes aus Deutschland geflohenen und in Marseille gestrandeten Emigranten in den Jahren 1940 bis 1942 oft recht gewagt und abenteuerlich. In Anlehnung an den von Varian Fry 1945 veröffentlichten Bericht „Surrender on Demand“ (deutsch 1986 bei C. Hanser, 1997 bei Fischer) behandelt die Schweizer Autorin die Thematik von der „Auslieferung auf Verlangen“ als historisch-dokumentarisch verbrieften Roman auf eine neue noch berührendere Weise.

Der bei der Kapitulation Frankreichs ausgehandelte Waffenstillstandsvertrag verpflichtete bekanntlich die französische Regierung unter General Petain in einer Klausel zur Auslieferung von deutschen Nazizegnern, was zumeist deren Tod bedeutete.

Neuzugänge

Susanne Benzler (Hg.): Vor allzu langer Zeit? Die Praxis historisch-politischer Bildung zum Nationalsozialismus heute. Loccumer Protokolle 21/9. Rehburg-Loccum: Evangelische Akademie Loccum, 2011

Louis Gill: George Orwell. Vom spanischen Bürgerkrieg zu 1984. Lich: Edition AV, 2012

Christian Ingrao: Hitlers Ende. Die Wegbereiter des nationalsozialistischen Massenmords. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 2012

Cornelia Domaschke, Daniela Fuchs-Frotscher, Günter Wehner (Hg.): Widerstand und Heimatverlust. Deutsche Antifaschisten in Schlesien. Berlin: Karl Dietz Verlag, 2012

Andreas Eichmüller: Keine Generalamnestie. Die Strafverfolgung von NS-Verbrechen in der frühen Bundesrepublik. München: Oldenbourg Verlag, 2012

Siegfried Mielke, Stefan Heinz (Hg.): Funktionäre des deutschen Metallarbeitersverbandes im NS-Staat. Widerstand und Verfolgung. Gewerkschafter im Nationalsozialismus. Verfolgung-Widerstand-Emigration Bd. 1. Berlin: Metropol Verlag, 2012

Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Zeitzeugen-Interviews für den Unterricht: Zwangsarbeit 1939-1945. Erinnerungen und Geschichte: Lehrerheft: Informationstexte-Aufgabenvorschläge-Arbeitsblätter. Berlin: Bundeszentrale für politische Bildung, 2011

Johannes Grötecke (Hg.): „Es war eine liebevolle Familie, die glücklich und in Frieden lebte, bis Hitler an die Macht kam.“ Ehemalige Bad Wildunger Juden und ihre Kinder im Interview. Begleitheft zur Ausstellung. Bad Wildungen, 2012

Sabine Friedrich: Wer wir sind. Roman. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 2012

Axel Ulrich: Wilhelm Leuschner – ein deutscher Widerstandskämpfer. Für Freiheit und Recht, Einheit der Demokraten und eine soziale Republik. Wiesbaden: Thrun Verlag, 2012

Sabine Friedrich: Wer wir sind. Werkstattbericht. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 2012

Michael Schwartz: Funktionäre mit Vergangenheit. Das Gründungspräsidium des Bundesverbandes der Vertriebenen und das Dritte Reich. München: Oldenbourg Verlag, 2013

Christine Hikel: Sophies Schwester. Inge Scholl und die Weiße Rose. München: Oldenbourg Verlag, 2013

Julius H. Krizsan: Die Todesmärsche durch Winsen (Aller) im April 1945. Winsen (Aller), 2012

Neuzugänge

Aktives Museum Faschismus und Widerstand in Berlin u.a. (Hg.): Letzte Zuflucht Mexiko. Gilberto Bosques und das deutschsprachige Exil nach 1939. Berlin: Aktives Museum, 2012

Jochen Oltmer (Hg.): Nationalsozialistisches Migrationsregime und Volksgemeinschaft. Paderborn u.a.: Ferdinand Schöningh Verlag, 2012

Robert Grunert: Der Europagedanke westeuropäischer faschistischer Bewegungen 1940–1945. Paderborn u.a.: Ferdinand Schöningh Verlag, 2012

Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz (Hg.): Das Schicksal sowjetischer Kriegsgefangener 1941 bis 1945. Fachtagung am 17. Oktober 2011 in der Gedenkstätte SS-Sonderlager/KZ Hinzert. Gedenkarbeit in Rheinland-Pfalz Bd. 7. Mainz: Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz, 2012

Peter Hassall: Nacht- und Nebelhäftlinge – Verschwunden bei Nacht und Nebel – Die unbekanntesten Häftlinge. Gedenkarbeit in Rheinland-Pfalz Bd. 8. Mainz, Hinzert: Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz, 2012

Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz (Hg.): Kriegsgefangenenlager 1939–1950. Kriegsgefangenschaft als Thema der Gedenkarbeit. Gedenkarbeit in Rheinland-Pfalz Bd. 9. Mainz, Osthofen: Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz, 2012

Bernd Jürgen Warneken, Hermann Berner (Hg.): Da ist nirgends nichts gewesen außer hier. Das „rote Mössingen“ im Generalstreik gegen Hitler. Geschichte eines schwäbischen Arbeiterdorfes. Mössingen: Talheimer Verlag, 2012

Katharina Schlieper (Hg.), Maximilian Scheer: Das Deutsche Volk klagt an. Hitlers Krieg gegen die Friedenskämpfer in Deutschland. Ein Tatsachenbericht. Hamburg: LAIKA Verlag, 2012

Matthias Frese (Hg.): Fragwürdige Ehrungen. Straßennamen als Instrument von Geschichtspolitik und Erinnerungskultur. Münster: Ardey Verlag, 2012

Katharina Stegelmann: Bleib immer Mensch. Heinz Drossel. Ein stiller Held. 1916–2008. Berlin: Aufbau Verlag, 2013

Axel Redmer, Kreisverwaltung Birkenfeld (Hg.): Noch sind nicht alle Märzvege vorbei. Aufsätze zur Regionalgeschichte der oberen Nahe Bd. 1. Birkenfeld, 2011

Axel Redmer, Kreisverwaltung Birkenfeld (Hg.): In uns brennt jede Wunde. Aufsätze zur Regionalgeschichte der oberen Nahe Bd. 2. Birkenfeld, 2011

Mit einer Namensliste von 200 gefährdeten Personen und Geld von einer Hilfsorganisation in New York versehen, war Varian Fry Anfang August 1940 nach Frankreich in die nicht von den Deutschen besetzte Zone geschickt worden: Rettungsaktionen vorrangig für namhafte Intellektuelle galt es zu koordinieren. Er sollte das in einem halben Jahr von Marseille aus erledigt haben. Aber als Varian Fry Frankreich im August 1941 schweren Herzens verlassen musste, nachdem er seinen Aufenthalt mehrmals „privat“ verlängert und nicht nur Prominenten geholfen hatte, warteten noch immer Hunderte auf ihre Rettung. Sein engster Mitarbeiter Daniel Bénédite führte die Geschäfte dann weiter bis zur polizeilichen Schließung des Büros am 2. Juli 1942.

Von den Ängsten der Verfolgten, ihren Fluchtwegen und vielerlei anderen Schwierigkeiten schreibt die Autorin lebendig und berührend. Im Marseille jener Jahre, als die Hafenstadt zum letzten Hoffungsziel unzähliger Emigranten wurde, versuchte die Gruppe um Varian Fry unter Missachtung der eigenen Gefährdung, Menschen zu retten und sie mit einem „letzten Schiff“ aus Frankreich zu bringen. Es wird keine erfundene Handlung ausgebreitet, sondern von Tatsachen berichtet in klarer, bildhafter Sprache.

Besonders für die neue Lesegeneration bietet dieser Roman, der Titel- und Einbandgestaltung entsprechend, sicher spannende Lektüre und dokumentiertes historisches Wissen, auf welchem die Autorin Eveline Hasler zweifelsfrei aufbaut.

Die 1933 geborene und im Tessin lebende Schriftstellerin kann auf ein stattliches Werk blicken. Ihre Bücher, darunter eine große Zahl von Kinder- und Jugendbüchern, wurden insgesamt in zwölf Sprachen übersetzt. Ihr Schaffen wurde vielfach durch Ehrenpreise und Auszeichnungen gewürdigt. 2001 erhielt sie beispielsweise das Stipendium der Calwer Hermann-Hesse-Stiftung und 2012 die Ehrendoktorwürde der Universität Bern.

Und nun dieser Roman: jugendfrisch, aufschlussreich, wahrhaftig, trotz der nicht ausgesparten Kritik an der Flüchtlingspolitik der Schweizer Behörden gegenüber den vom deutschen Naziregime Verfolgten. Und das belegt sie klar anhand geschilderter Schicksale. Es könnte dafür persönliche Betroffenheit ausschlaggebend gewesen sein. Aus Haslers Geburtsort Glarus stammte auch die 1911 geborene Rösy Näf, die in der Nähe von Toulouse in einem ehemaligen Schloss Flüchtlingskinder betreute (S.38f.).

Von deren tapferen opferbereiten Wirken erzählt die Autorin in Verbindung mit dem Schicksal zweier nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht „gestrandeten“ Jungen, dem 15-jährigen Justus (später Gussie) und dem jüngeren Fred, die zunächst auf die Gruppe von Varian Fry stoßen und vom erwähnten Kinderheim Hilfe erhalten. Von speziell diesem Kinderheim für kriegsgeschädigte – und zuletzt vor allem jüdische – Kinder in La Hille ist meines Wissens nur wenig bekannt. Durch diesen Handlungsstrang, harmonisch mit den Rettungsaktionen für prominente Flüchtlinge wie den Werfels oder Feuchtwangers verwoben, erhält das vorliegende Buch eine wertvolle Bereicherung. Die Widmung eingangs „Für die Kinder von La Hille ...“ ist wohl bedacht und begründet durch die geschilderten mutigen Aktionen zur Rettung der anvertrauten Kinder sowie als Dank an Professor Justus Rosenberg (Gussie), den die Autorin am Bard College in New York wiederfand und der sie bei den Recherchen unterstützte.

Es ist ein logischer Effekt, dass mit der Thematik vertraute Lesende wohl sofort an eine Reihe autobiografischer Bücher erinnert werden. Beispiele sind Varian Fry: „Auslieferung auf Verlangen“, Lisa Fittko: „Mein Weg über die Pyrenäen“, Hertha Pauli: „Der Reiß der Zeit geht durch mein Herz“ und weiter die Erinnerungen von Varian Frys Mitarbeitern in Marseille: Hans Sahl, Fritz Heine und Daniel Bénédite. Ein Einwand sei trotz allen Lobes deshalb gestattet. Der Vorteil eines Romans ist zwar, dass für transportiertes Wissen keine Fußnoten und Hinweise auf entsprechende Quellen nötig sind. Es hätte aber

gerade diesem Buch ein Anhang mit Erläuterungen oder Literaturhinweisen gut getan, abgesehen von den vorhandenen zu Walter Mehrings Gedichten.

Für jüngere oder bisher noch nicht mit der beschriebenen historischen Problematik befassten Personen wären solcherart Hinweise vermutlich interessant und bereichernd.

Insgesamt betrachte ich das vorliegende Buch jedoch als sehr empfehlenswert – besonders für junge Menschen. Es bewahrt einen wichtigen Aspekt internationalen solidarischen Handelns gegen das mörderische Naziregime vor dem Vergessen. Und es sei betont: Solcherart Rettungsaktionen waren ganz besonders auch Widerstandsaktionen!

Eveline Hasler: Mit dem letzten Schiff. Der gefährliche Auftrag von Varian Fry. München: Nagel & Kimche, 2013

Helga W. Schwarz

Willy Brandts Leben: lesenswert

„Deutscher bis ins Mark, Europäer aus Überzeugung und Weltbürger aus Berufung“ – mit diesen Worten beschrieb der frühere spanische sozialistische Ministerpräsident Felipe González am 17. Oktober 1992 den kurz zuvor verstorbenen Herbert Ernst Karl Frahm – genannt Willy Brandt. Nach der Einschätzung des deutsch-norwegischen Historikers Einhart Lorenz stellt dies „die beste Charakterisierung“ (S. 233) des als Regierenden Bürgermeister Westberlins, Außenminister und Bundeskanzler sowie Präsidenten der Sozialistischen Internationale tätigen Brandt dar.

Lorenz schließt mit seiner als Einführung zu verstehenden Biografie von Willy Brandt an zahlreiche bereits erschienene Werke über den ersten sozialdemokratischen Bundeskanzler Deutschlands an. Doch im Gegensatz zu anderen Lebensbeschreibungen, die sich primär auf Brandts Selbstzeugnisse sowie deutsche Stimmen stützen, wertet Lorenz eine große Auswahl an Quellen aus Norwegen und Schweden aus.

Der Autor gliedert die Biografie in elf Kapitel. Nach dem Vorwort, in dem Lorenz ausdrücklich darauf hinweist, nicht den Anspruch einer allumfassenden Biografie erfüllen zu wollen, thematisiert das zweite Kapitel die Jahre 1913 bis 1936. Es beschreibt die „Lernprozesse eines Lübecker Arbeiterjungen“ (S. 9) und die Umgebung, in der Willy Brandt als uneheliches Kind aufwuchs. Doch legt Lorenz bereits im ersten thematischen Kapitel den Fokus auf den Beginn der politischen Aktivität Brandts – zunächst bei den Falken, anschließend in einer Jugendgruppe der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) und später innerhalb der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands (SAP) sowie der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD). Darüber hinaus wird hier bereits die Tätigkeit Brandts in Norwegen ab April 1933 thematisiert, als er nach einer Sommerreise nach Norwegen und Schweden im Jahr 1931 von der Parteiführung der SAP für ausreichend qualifiziert erachtet wurde, um in Oslo Kontakt mit der norwegischen Arbeiterpartei aufzunehmen und dort im Exil für die SAP zu arbeiten.

Auf das kurz gehaltene Kapitel über Brandts illegale Reise nach Berlin (1936), getarnt als norwegischer Student Gunnar Gaasland, und der Arbeit als Vertreter des Sozialistischen Jugendverbands in Barcelona (1937) folgt die Erläuterung der Integration Brandts in die norwegische Arbeiterbewegung zwischen 1937 und 1940. In diesem Kapitel beschreibt Lorenz zudem die persönlichen Veränderungen, seine Ausbürgerung und Aberkennung der deutschen Staatsbürgerschaft im Jahr 1938. Des Weiteren thematisiert der Autor die Informationsarbeit Brandts in Norwegen unter der Parole „Hitler ist nicht Deutschland“ (S. 46) sowie den bereits zu diesem Zeitpunkt formulierten Traum eines

europäischen Staatenverbands. Nach dem Kriegsbeginn in Norwegen flieht Brandt nach Schweden. Lorenz schildert die Aktivitäten im dortigen Exil von 1940 bis 1945 und beschreibt, wie Brandt sich zunehmend mit der politischen Zukunft Deutschlands beschäftigt. Auch seine Entscheidung gegen ein weiterführendes Engagement in der SAP wird geschildert.

Nach Kriegsende tut sich Brandt schwer mit der Frage einer Rückkehr nach Deutschland. Auf der Suche „nach einer sinnvollen Tätigkeit“ (S. 81) arbeitet er als Korrespondent bei den Nürnberger Prozessen und verfasst im Sommer 1946 die auf Norwegisch und Schwedisch publizierte Broschüre „Verbrecher und andere Deutsche“. Damit wollte Brandt die skandinavische Bevölkerung für eine differenzierte Bewertung der von Deutschen begangenen Verbrechen im zweiten Weltkrieg sensibilisieren.

Schließlich kehrt Brandts in die deutsche Politik zurück. Nach 1947 beginnt sein Aufstieg – bis zum Regierenden Bürgermeister Berlins im Oktober 1957. Die Frage, ob Brandt als Kanzlerkandidat für die SPD zu Verfügung stehen würde, und der Mauerbau 1961 werden im siebten Kapitel analysiert, anschließend seine Tätigkeit als Vizekanzler sowie Außenminister zwischen 1966 und 1969. Hierbei stellt Lorenz insbesondere die Versuche Brandts um eine tragende Entspannungspolitik zwischen Ost und West heraus.

Anschließend fasst Lorenz die bedeutendsten Stationen der Kanzlerschaft Brandts – deutsch-deutsches Treffen in Erfurt und Kassel (S. 161), Kniefall von Warschau (S. 163) sowie die Auszeichnung mit dem Friedensnobelpreis 1971 (S. 165) – im neunten Kapitel zusammen. Doch auch die innenpolitischen Ereignisse wie der gescheiterte Misstrauensantrag der Opposition und die damit einhergehende so genannte „Willy-Wahl“ sowie der Verlust der Machtbasis der SPD und die Affäre Guillaume, die schließlich zum Rücktritt Brandts führte, finden innerhalb des Kapitels Beachtung. Bevor Lorenz in abschließenden „Nachgedanken“ (S. 228) ein Resümee des Wirkens und Lebens Willy Brandts zieht, skizziert er die Jahre zwischen 1974 und 1992, in denen der geschiedene Bundeskanzler als „Parteivorsitzender, Weltbürger und Staatsmann ohne Staatsamt“ (S. 195) tätig wurde.

Dem Autor ist trotz des knappen Umfangs der Biografie eine sehr gut zu lesende Einführung in das Lebenswerk Willy Brandts gelungen. Anzumerken ist, dass der Fokus deutlich auf dem politischen Werdegang und Wirken Brandts liegt, während die private Entwicklung zwar oft erwähnt, aber meist nur knapp thematisiert wird. Dennoch erlaubt das Heranziehen der zahlreichen norwegischen und schwedischen Literatur und Quellen einen neuen Blick auf den ersten sozialdemokratischen Bundeskanzler der BRD.

Einhart Lorenz: Willy Brandt. Deutscher – Europäer – Weltbürger. Stuttgart: W. Kohlhammer, 2012

Sebastian Willert

Elite für Volk und Führer?

Die SS verkörpert wie keine andere Massenorganisation des Dritten Reichs die manifeste Unmenschlichkeit der nationalsozialistischen Diktatur und die in ihrem Namen verübten Gewaltverbrechen. Entsprechend groß ist die Aufmerksamkeit, die Geschichtswissenschaftler Himmlers „Schwarzem Orden“ seit jeher geschenkt haben, wobei die Zahl der Publikationen gerade in den letzten Jahren nochmals stark zugenommen hat. Der Historiker Bastian Hein, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte München, macht mit seiner Monographie hier jedoch auf ein erstaunliches Desiderat der historischen Forschung aufmerksam: So hat sich speziell die „neue Täterforschung“ bislang fast ausschließlich auf die maßgeblich an der Vernichtung des europäischen Judentums beteiligten Spezialverbände

wie die Einheiten der Waffen-SS konzentriert. Die Geschichte der sogenannten Allgemeinen SS, der bis zum Zweiten Weltkrieg fast 90 Prozent aller SS-Mitglieder angehörten, ist bisher hingegen noch kaum erforscht worden. Hein versteht seine Untersuchung daher erklärtermaßen als organisationsgeschichtliche Grundlagenarbeit, wobei es ihm im Kern darum geht, die bislang stark auf die Führungsriege der SS verengte Forschungsperspektive zu erweitern und den Blick erstmals auf die Masse der einfachen Mitglieder zu richten, um so die in der aktuellen Historiografie noch immer stark unterbelichtete soziale Verankerung der SS in der deutschen Gesellschaft herauszuarbeiten.

In einem ersten Schritt widmet sich der Autor in diesem Sinne zunächst den „soziokulturellen Vorbedingungen des SS-Beitritts“ (S. 38) und der Frage nach der massenwirksamen Faszination, die Hitlers Elitetruppe auf mehrere hunderttausend junge Männer auszuüben vermochte. Als Ursache macht Hein eine tiefgreifenden Krise der Männlichkeit nach dem Ersten Weltkrieg aus, die sich vor allem aus der rasanten Veränderung der Geschlechterverhältnisse, der gesellschaftlichen Normen und Ordnungsvorstellungen sowie den zahlreichen ökonomischen Verwerfungen in der Weimarer Zeit speiste. In den folgenden fünf zeitlich chronologisch angeordneten Großkapiteln wird teilweise sehr detailliert die organisatorische und soziale Entwicklung sowie die propagandistische Selbstdarstellung des NS-Ordens behandelt, wobei das Hauptaugenmerk hier den Methoden der „Anwerbung, Auslese, und Aufnahme“ (S. 1) der einfachen Mitglieder und den konkreten Tätigkeitsfeldern und Funktionen der Allgemeinen SS im Herrschaftsumfeld des Dritten Reiches gilt. Abschließend werden die vielfältigen Verbindungen zwischen den Männern der Allgemeinen SS und den Einheiten der Waffen-SS nach Beginn des Zweiten Weltkriegs analysiert.

Interessant an Heins Buch sind insgesamt nicht so sehr die Abschnitte über den weitgehend bekannten Aufstieg des NS-Ordens im Dritten Reich und dessen bereits vielfach beschriebene ideologische Selbstkonstruktion als germanischer „Neuadel“. Weiterführend ist vielmehr das zentrale Ergebnis der Studie, dass die Allgemeine SS in ihrer Gesamtheit keineswegs dem Ideal einer intelligenten, kultivierten und akademisch überdurchschnittlich gut ausgebildeten Funktionseleite entsprach, wie in der Forschungsliteratur teilweise bis heute behauptet wird. Anspruch und Wirklichkeit des NS-Ordens klafften in der politischen Praxis weit auseinander: So wurden laut Hein weder die elitären Ausleseverfahren bei der Aufnahme neuer Mitglieder flächendeckend und konsequent verwirklicht, noch gelang es, den totalitären Erziehungsanspruch der Führung beim Gros der Mitglieder durchzusetzen. Das von der SS massiv propagierte Image einer „rassisch“ und weltanschaulich homogenen Kadertruppe entsprach somit schlichtweg nicht der Realität, sondern im Gegenteil: In ihrer sozialen Zusammensetzung erwies sich die SS als überaus heterogen und bildete damit sozialstrukturell ein Spiegelbild der deutschen Gesellschaft der 1930er Jahre.

Dass Bastian Hein die zahlreichen Forschungsarbeiten zur SS-Führungseleite durch eine sozialgeschichtlich fundierte Untersuchung über die mitgliederstarke Massenbasis der NS-Eliteorganisation ergänzt hat, ist sicher der große Verdienst seiner Studie. Kleinere Schwächen wie das etwas weitschweifige und weitgehend bekannte Forschungsergebnisse referierende Eingangskapitel über die Weimarer „Krisengesellschaft“ sowie die zu ausführlich geratenen Abschnitte über die organisatorische Entwicklung des SS-Apparates fallen daher letztlich kaum ins Gewicht.

Bastian Hein: Elite für Volk und Führer. Die allgemeine SS und ihre Mitglieder 1925-1945. München: Oldenbourg, 2012.

Nils Löffelbein

Neuzugänge

Hans-Heinrich Herwig: Karl Grein (1881–1957). Pfarrer im Arheilger Kirchenkampf. Darmstadt: Justus von Liebig Verlag, 2011

Wolfgang Benz: Das Jahr 1933. Der Weg zur Hitler-Diktatur. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen, 2013

Gerd Kaiser (Hg.): Aufrecht und stark. Frauen und Männer aus Suhl und Umgebung im Widerstand gegen Faschismus und Krieg. Berlin: edition bodoni, 2011

Jürgen Telschow: Ringen um den rechten Weg. Die evangelische Kirche in Frankfurt am Main zwischen 1933 und 1945. Darmstadt: Verlag der Hessischen Kirchengeschichtlichen Vereinigung, 2013

Steffen Richter: Martin Kretschmer. Gründer der heilpädagogischen Einrichtung in Bonnewitz. Pirna, 2012

Caroline Moorehead: A Train in Winter. A Story of Resistance, Friendship and Survival in Auschwitz. London: Vintage Books, 2012

Lagergemeinschaft Buchenwald-Dora (Hg.): 67. Jahrestag Selbstbefreiung der Häftlinge. KZ Buchenwald. Berlin: Lagergemeinschaft Buchenwald-Dora e.V., 2012

Monika Hölscher (Hg.): Die ehemaligen Landsynagogen in Großkrotzenburg und Klein-Krotzenburg. Hessische GeschichteN 1933-1945. Wiesbaden: Hessische Landeszentrale für politische Bildung, 2012

Franz Neuland: „Auf zum letzten Gefecht“. Spartakusbund und KPD in Frankfurt am Main und der Region Rhein-Main von 1916/18-1956. Eine Organisationsgeschichte. Bad Homburg: VAS, 2012

Roger Barrié: Memento chronologique du Camp de Rivesaltes. 1923-1965. Perpignan, Région Languedoc-Roussillon/Mémorial du Camp de Rivalsaltes, 2011.

Ulrich Chaussy, Gerd R. Ueberschär: „Es lebe die Freiheit.“ Die Geschichte der Weißen Rose und ihrer Mitglieder in Dokumenten und Berichten. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 2013

Walter Mühlhausen: Als die Synagogen brannten. Die November-Pogrome 1938 in Hessen. Blickpunkt Hessen Nr. 15/2013. Wiesbaden: Hessische Landeszentrale für politische Bildung, 2013

Bernd Joachim Zimmer: International Tracing Service Arolsen. Von der Vermisstensuche zur Haftbescheinigung. Die Organisationsgeschichte eines „ungewollte Kindes“ während der Besatzungszeit. Waldeckische Forschungen Bd. 18. Bad Arolsen: Waldeckischer Geschichtsverein, 2011

Generäle vor Gericht

Viele kennen sicherlich Lorenz Knorr, Zeitzeuge des antifaschistischen Widerstandskampfes und „Urgestein“ der deutschen Friedensbewegung. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg war Knorr Mitglied der Sozialdemokratischen Partei der Tschechoslowakei. Während des Nationalsozialismus war er im antifaschistischen Widerstand aktiv, etwa durch die Verbreitung von Informationen und Publikationen, Sabotageakten an Rüstungs- und Kriegstransporten sowie Sprengungen von Munitionslagern. Im Mai 1942 und im Herbst 1944 wurde Lorenz Knorr deshalb vor einem Kriegsgericht angeklagt und verurteilt.

Nach britischer Kriegsgefangenschaft stieg Lorenz Knorr vom bayerischen Landessekretär der „Sozialistischen Jugend Deutschlands – Die Falken“ (SJD) im Jahr 1950 zu deren Bundessekretär (1950 bis 1960) auf. In dieser Funktion war er u.a. bis 1960 Mitglied des jugend- und kulturpolitischen Ausschusses des Parteivorstands der SPD. Wie bei vielen linken SozialdemokratInnen (hier seien statt der Vielen nur die Namen Wolfgang Abendroth und Gerhard Gleißberg genannt werden) kam es im Zusammenhang mit der Verabschiedung des „Godesberger Programms“ auch zwischen Knorr und der SPD zu immer stärkeren Konflikten. Im Jahr 1960 protestierte er öffentlich gegen das Einschwenken der SPD auf Adenauers NATO-Kurs und trat aus der Partei aus. Knorr gründete zusammen mit Gerhard Gleißberg, Karl Graf von Westphalen, Renate Riemeck und anderen die „Deutsche Friedensunion“ (DFU), für die er auch im Jahr 1961 bei der Bundestagswahl kandidierte. Bis 1985 gehörte Lorenz Knorr dem Direktorium der DFU an. Zehn Jahre lang war er Vizepräsident des „Internationalen Verbindungsforums der Friedenskräfte“ in Wien. Auf vielen Weltfriedenskongressen hat er die Positionen der deutschen Friedensbewegung vorgetragen. Von 1992 bis 1994 ist Lorenz Knorr Bundessprecher der „Vereinigung der Verfolgten des Nationalsozialismus – Bund der Antifaschisten“ (VVN-BdA) gewesen. Er wirkt aktiv im „Europäischen Friedens-Forum“ mit. Neben seiner Vortragstätigkeit ist er nach wie vor als ein entschiedener Gegner des Geschichtsrevisionismus publizistisch sehr aktiv.

Ein beeindruckendes Beispiel für diese umfangreichen publizistischen und politischen Aktivitäten ist Knorrs Buch „Generäle vor Gericht“, in dem er sich an die Prozesse gegen ihn in den Jahren 1963 und 1964 erinnert. Einer der Prozesse – ein Prozess wegen angeblicher Beleidigung der Generäle Friedrich Foertsch, Adolf Heusinger, Josef Kamhuber und Hans Speidel sowie des Admirals Friedrich Ruge – war noch auf Betreiben von Franz Josef Strauß (CSU), des damaligen Verteidigungsministers der BRD und selber bis 1945 ein NS-Führungsoffizier, zustande gekommen, bevor dieser dann im Jahr 1962 in der „Spiegel-Affäre“ zurücktreten musste.

Was sind die Anlässe für diese Prozesse gewesen und wie sind sie verlaufen? Darauf geht Lorenz Knorr in dem Buch in allen Einzelheiten ein. 1961 griff er auf einer öffentlichen Jugendveranstaltung die personellen Kontinuitäten von der Wehrmacht hin zur Bundeswehr an und bezeichnete mehrere Generäle angeblich als „Massenmörder“. Wegen einer vermeintlichen „Beleidigung“ der genannten ehemaligen

Generäle der Wehrmacht, die zu dieser Zeit zum Teil in führender Position bei der Bundeswehr und der NATO tätig waren, sowie wegen „Staatsgefährdung“ hat sich Lorenz Knorr mehreren Gerichtsverfahren stellen müssen, die europaweite Beachtung fanden. Verteidigt wurde er dabei unter anderem von den Anwälten Walther Ammann und Heinrich Hannover. Knorr konnte sich bei den Prozessen gegen ihn auch auf sehr große und internationale Unterstützung stützen, wie beispielsweise von Bertrand Russel, Arnold Zweig, Martin Niemöller und Wolfgang Abendroth.

Aber schon allein die Eröffnung eines Verfahrens gegen Knorr ist für die daran interessierten Kreise nicht problemlos gewesen. Nachdem es mehrere Juristen und Gerichte abgelehnt hatten, Lorenz Knorr anzuklagen, kam es schließlich erst im Jahr 1963 doch noch zu einem Prozess vor dem Amtsgericht in Solingen. Das dortige Amtsgericht ging zwar auf das von ihm vorgelegte Beweismaterial ein, behauptete in seinem Urteil dann mit einem juristischen Kniff jedoch, es handele sich bei dem Begriff „Massenmörder“ um ein beleidigendes Werturteil, demgegenüber ein Wahrheitsbeweis nicht zulässig sei. Es blieb mit einer Geldstrafe von 300 DM deutlich unter dem Antrag der Staatsanwaltschaft, die eine Freiheitsstrafe von drei Monaten ohne Bewährung gefordert hatte. Die „Ehre“ der angeblich beleidigten Generäle war diesem Gericht offensichtlich nicht viel wert, obwohl der Vorsitzende Richter selber nicht ohne Rückstufung durch die „Entnazifizierung“ gekommen war. Doch auch dieses Urteil revidierte 1964 das Oberlandesgericht Düsseldorf, der Prozess wurde „wegen geringer Schuld“ eingestellt.

Zuvor wurde aber noch ein zweiter Prozess wegen „Staatsgefährdung“ gegen Knorr eingeleitet. Dieses Verfahren beruhte auf offensichtlich falschen Aussagen von Angehörigen der Politischen Polizei. Dennoch ist Knorr von einer politischen Sonderstrafkammer in Dortmund – deren Existenz allein schon rechtswidrig war – verurteilt worden. Erst in dem Revisionsverfahren gegen dieses Urteil vor dem Bundesgerichtshof siegte er letztlich im Januar 1964.

Die Gerichtsverfahren gegen Lorenz Knorr endeten somit völlig anders, als es von den Anklägern erhofft und erwartet worden war. Hinzu kam zusätzlich noch ein politisches Fiasko für sie: Adolf Heusinger, der es im „3. Reich“ vom Oberkommando des Heeres und Vertrauensperson Hitlers zum Chef des NATO-Militärausschusses gebracht hatte, und Hans Speidel, der in Frankreich während der deutschen Besetzung KommunistInnen und Juden zu Hunderten erschießen oder deportieren ließ und nun als NATO-Oberkommandierender Europa-Mitte in Fontainebleau saß, mussten im Herbst von der NATO entlassen werden. Denn in den Prozessen hatte Lorenz Knorr zahlreiche Dokumente und Zeugenaussagen über ihre Kriegsverbrechen vorgelegt. US-General Hester, der am Nürnberger Prozess teilgenommen hat und den Knorr zufällig 1946 in Nürnberg kennengelernt hatte, übersandte ihm viele dieser aussagekräftigen Akten.

Warum sind diese Prozesse gegen Lorenz Knorr auch heute, 50 Jahre später, noch von Interesse und haben nichts von ihrer Aktualität verloren? Warum ist das Buch von Lorenz Knorr also auch alles andere als ein antiquiertes Memoirenbuch?

Zum Ersten sind die Prozesse gegen Lorenz Knorr sicherlich von allgemeinem historischem Interesse, sie sind Bestandteile der geschichtlichen Entwicklungen der BRD und des „Westens“ in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg und vor allem in den 1950er und 1960er Jahren. Auf diese geschichtlichen Ent-

wicklungen geht Lorenz Knorr zu Beginn seines Buches recht detailliert ein.

Zweitens sind die Prozesse gegen Lorenz Knorr Bestandteile der langen Reihe politischer Prozesse gegen DemokratInnen, SozialistInnen, KommunistInnen und AntifaschistInnen in Deutschland und sind damit Beispiele für die während langer Zeit zumeist alles andere als rühmliche Rechtsgeschichte in der BRD.

Die Prozesse gegen Lorenz Knorr zeigen drittens durch ihren Verlauf und ihre Resultate jedoch zugleich auch auf, dass in der BRD weder der Justizapparat noch der übrige Staatsapparat jeweils ein einheitlicher, ein fester in sich geschlossener monolithischer Block ist. Sowohl der Justizapparat als auch die übrigen staatlichen Apparate sind vielmehr heutzutage auch in der BRD mehr oder weniger in sich fragmentiert. Schließlich zeigen die Prozesse gegen Lorenz Knorr und das vorliegende Buch über diese Prozesse sowohl die Notwendigkeit als auch Möglichkeiten dafür auf, im und außerhalb des Staatsapparats Täter, Helfer und Helfershelfer faschistischer Verbrechen während des „3. Reichs“ aufzudecken und – zumindest teilweise – zur Verantwortung zu ziehen. Gleiches gilt natürlich auch für aktuelle faschistische Verbrechen und Verbrechen – es sei hier nur an die Gruppe „Nationalsozialistischer Untergrund“ (NSU) erinnert.

Lorenz Knorr: Generäle vor Gericht. Oder: Darf man Nazi-Militärs als Massenmörder bezeichnen? Köln: PapyRossa Verlag, 2011

Andreas Diers

„... offen entgegnetreten: Jude gegen Nazi“

Am 4. Februar 1936 erschoss der 26-jährige David Frankfurter in Davos den Gauleiter der NSDAP-Auslandsorganisation in der Schweiz, Wilhelm Gustloff. Der Journalist Armin Fuhrer beschreibt in seinem Buch die Tat und geht zunächst auf die Biografie des Attentäters ein. David Frankfurter wurde 1909 im damals österreichischen Darudar in einer strenggläubigen jüdischen Familie geboren. Sein Vater war Oberrabbiner. Der junge Mann studierte bis zu seiner Verhaftung Zahnmedizin in Wien, Leipzig, Frankfurt am Main und zuletzt in Bern. Das Studium konnte er nicht abschließen, weil er häufig kränkelte. Er litt seit seiner Geburt an einem Knochentumor, der mit starken Schmerzen verbunden war und auch Schwerhörigkeit zur Folge hatte.

Zum besseren Verständnis des Mordes präsentiert Fuhrer Informationen über den Ermordeten und die öffentlichen Reaktionen nach der Tat, Hinweise zu den Ermittlungen und zur Propaganda. Die Stimmungsmache gegen den Täter wurde vom Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda gesteuert. Ausführlich wird auf die beiderseitigen Prozessvorbereitungen und die jeweiligen Protagonisten eingegangen.

Die Verteidigung erfolgte mit Hilfe zahlreicher Personen, die Frankfurter und seine Verteidigung unterstützten. Am 11. Dezember 1936 begann in Chur der Strafprozess, der mit der Verurteilung zu 18 Jahren Zuchthaus endete. Nach der im Juni 1945 erfolgten Begnadigung musste Frankfurter die Schweiz verlassen. Er fuhr nach Palästina und erlebte die Gründung des Staates Israel. Dort heiratete er und zog zwei Kinder groß.

In seinen 1950 veröffentlichten Memoiren „I killed a Nazi-Gauleiter“ hat er die Vorbereitungen der Tat beschrieben (Übersetzung

durch Führer): „Was ich zu tun hatte, sollte offen geschehen. Gustloff sollte nicht aus dem Hinterhalt getötet werden, er sollte nicht durch die Hand eines Unbekannten fallen – nein, ich sollte ihm offen entgegentreten: Jude gegen Nazi“ (S. 61). David Frankfurter starb 1982. In Ramat Gan bei Tel Aviv gibt es einen Park und eine Straße, die seinen Namen tragen.

Führer erinnert an das etwas in Vergessenheit geratene Attentat und ebenso an die weniger vergessene Nachgeschichte wie die Benennung eines Schiffes der NS-Organisation „Kraft durch Freude“, das im Januar 1945 in der Ostsee versank. Führers Buch ist nicht die erste Publikation zu dem Ereignis. So hat der Schriftsteller Emil Ludwig bereits 1936 im Schweizer Exil das Buch „Der Mord in Davos“ geschrieben. 1945 erfolgte die Publikation und 1986 eine von Peter O. Chotjewitz herausgegebene Neuauflage. Obwohl Führer nicht mit großen Neuigkeiten aufwarten kann, ist sein Buch wichtig und erinnert nach langer Zeit wieder an das Attentat.

Armin Führer: Tod in Davos. David Frankfurter und das Attentat auf Wilhelm Gustloff. Berlin: Metropol Verlag 2012

Kurt Schilde

Swingtime in Deutschland

Wer verstehen will, warum sich in der NS-Zeit zahlreiche Jungen und Mädchen von der Hitler-Jugend und dem Bund Deutscher Mädel abwandten und sich stattdessen lieber dem Swing – daher der Name „Swingjugend“ – zuwandten, findet in dem Buch des 1968 geborenen Swingfans Stephan Wuthe umfassende Hintergrundinformationen. Sein Buch befasst sich mit der „Entwicklung des Tanzens zu Jazzmusik in Deutschland“ (S. 8). Das ist von nationalsozialistischen Funktionären abgelehnt worden.

Mit dem Swing war seit den 1930er Jahren ein neues Lebensgefühl in Deutschland entstanden. Jazzmusiker – ganz wenig -musikerinnen – und -orchester präsentierten eine Musik, nach der körperbetont getanzt werden konnte. Die Swing-Fans begeisterten sich für Anglo-amerikanisches, was sich auch in ihrer Kleidung, in Stil und Habitus ausdrückte. Sie waren neugierig auf andere Kulturen und Lebensweisen. „Swingtime“ war zu sehen und zu hören mittels Schallplatten, Filmen und Rundfunksendungen. Die Swing-Begeisterung ließ auch nach 1933 nicht nach und hielt sich – oft auch in Nischen – trotz massiver politischer Unterdrückung.

Wuthe beginnt seine Swingtime-Geschichte über den „getanzten Jazz“ – so könnte das Wort Swing übersetzt werden – mit den Anfängen in den 1920er Jahren, geht auf das Lebensgefühl von „Swing-Heinis“, „Schlurfs“ und „Tangojünglingen“ ein und berichtet über die Erfolge US-amerikanischer Musikfilme in Deutschland nach 1933. Nach seinen Informationen ist der Begriff „Swing“ 1936 mit dem Film „Broadway Melody of 1936“ in Deutschland bekannt geworden (S. 45). Heute noch bekannt sind der aus dem Film stammende Song „You are my lucky star“ – eingedeutscht in „Du sollst mein Glücksstern sein“ – und viele der angeblich über 30 Versionen des Liedes.

Der reichhaltig, auch farbig bebilderte Band des Swingfans Wuthe enthält eine Vielzahl von Informationen, mit denen der Autor manches Mal ruhig etwas zurückhaltender hätte umgehen können. Auch konnte er sich wohl

nicht immer bremsen, seine Kenntnisse über den Swing auszubreiten. Wer sich eingehender mit dem Thema befassen will, kann den Spuren des „klassischen Swing“ bis zum Revival des Neoswing und ähnlicher Richtungen in der neuesten Zeit nicht nur in Deutschland, sondern auch in Europa – Prag, Malmö, Kopenhagen, Budapest sowie in Frankreich, Russland und Polen – folgen. Dort wurde und wird Swing getanzt wie hierzulande auch. Das Namensregister ist eine große Hilfe.

Stephan Wuthe: Swingtime in Deutschland. Berlin: Transit Verlag, 2012

Kurt Schilde

Auf Partisanenwegen im Piemont

Schönheit und Attraktivität der Wanderwege in den piemontschen Alpen zu rühmen, ist für alle, die auch nur einmal dorthin gereist, gar dort gewandert sind, keine Neuigkeit. Der hier vorgestellte neue Wanderführer von Sabine Bade und Wolfram Mikuteit wird der Vielfalt und Einzigartigkeit der Gebirgsregion an den Grenzen zwischen Italien, Frankreich und der Schweiz jedoch in doppelter Hinsicht gerecht. Zunächst bietet er alles, was zu einem handlichen, auf langjähriger Erfahrung aufgebauten Begleiter für Wanderungen auf den Wegen in den nordwestitalienischen Alpen gehört. „Es ist ein Wanderbuch mit 23 GPS-gestützten Touren vom Stadtspaziergang bis zur Hochtour auf über 3000 Meter, das alle nötigen und viele hilfreiche Informationen enthält“, wird in der Einleitung zutreffend angekündigt – also findet man: gute Karten der beschriebenen Touren im nördlichen und nordwestlichen Piemont, genaue Wegbeschreibungen, praktische Hinweise zu Verkehrsmitteln, Übernachtungsmöglichkeiten und Preisen, nicht zuletzt bestechend schöne Aufnahmen aus diesen grandiosen Gebirgslandschaften.

Die Besonderheit dieses „Wanderlesebuchs“ (so der zutreffende Untertitel) besteht allerdings darin, dass Autorin und Autor nicht nur eine kenntnisreiche und gelungenen Einführung in die dramatische Geschichte der Resistenza von 1943 bis 1945 geben, sondern diese zum Leitfaden der einzelnen Kapitel und zum Thema des Gesamthabitus machen – vom Aufstieg des italienischen Faschismus bis zu den 20 Monaten des bewaffneten Widerstands gegen die deutsche Besatzung.

Ein Geschichts- und Geschichtenbuch also, dessen Einleitungsabschnitte bereits in einen ebenso beklemmenden wie faszinierenden „Spaziergang durch Turin auf den Spuren der Resistenza“ münden (Tour 1, S. 43ff.). Wer auf den Wegen der Stafetten – jener weiblichen Kuriere und Kundschafter des Widerstandes, ohne deren Beitrag zu würdigen keine ernst zu nehmende Geschichte der Resistenza geschrieben werden kann – zu den Alpenpässen westlich von Turin aufsteigen will, findet im Anschluss an die Beschreibung der Tour zu den Pässen Croce di Ferro und Coupe (Tour 8, S. 119ff.) auf zweieinhalb Seiten eine exemplarische Darstellung der damals in Tälern und Bergen versteckten Kranken- und Verwundetenstationen der Partisanen („Hospitäler der Resistenza“, S. 124ff.). Wer die Symbiose des linksintellektuellen Turin um die „Einaudis“ mit dem aktiven Widerstand verstehen will, erfährt hierzu nicht nur im Abschnitt über „Intellektuelle im Widerstand“ (S. 22ff.), sondern auch im Zusammenhang mit einzelnen Touren bewegende Einzelheiten und Geschichten. So z.B. auch die faszinierende Bio-

grafie von Ada Gobetti (Tour 14, S. 161ff.) mit einem Auszug aus ihrem legendären Partisanen-Tagebuch (S. 165ff.). Für Leser und Leserinnen ergibt sich so ein zusammenhängendes, zugleich an die Geschichte der denkwürdigen Bewegung „Giustizia e Libertà“ und der Aktionspartei heranführendes Bild. Solche und weitere über 20 „Themensplitter“ seien beispielhaft für die in das Wanderbuch integrierten Sach- und Personendarstellungen erwähnt. Es ist diese von Kompetenz und akribischer Recherche der Autorin und des Autors zeugende Mischung aus lokal-regionaler Ereignis- und Tourenbeschreibung und historisch-politischer, auch biografischer Information, die das außergewöhnliche Wander- und Geschichtsbuch auszeichnet. Es setzt – die abgegriffene Redewendung sei erlaubt – insofern Maßstäbe, als es die Geschichte(n) des Widerstands, den die Frauen und Männer der Resistenza unter schweren Opfern vom ersten Tag an dem Terror der nazideutschen Okkupation entgegen gesetzt haben, als untrennbaren geschichtlichen und kulturellen Bestandteil der piemontesischen Landschaft und Lebenswelt würdigt und zugänglich macht. Die beeindruckenden Natur- und Stadtlandschaften bleiben nicht nur bunte und noch so interessante Urlaubs- und Reisekulisse, sondern werden als Schauplatz der im kollektiven Bewusstsein der Bevölkerung verankerten Widerstandsgeschichte lebendig. „Was hatten die Nazis auf dieser Wiese zu suchen?“ hatten sich Autorin und Autor gefragt, als sie in den 1990er Jahren bei der Überquerung einer Hochebene vor einem Gedenkkreuz für zwei der „violenza nazista“ zum Opfer gefallene Brüder stehen geblieben waren. Ihr Wanderbuch ist eine in 20 Jahren entstandene „Antwort“ auf diese Frage. Dass Sabine Bade und Andreas Mikuteit an Stelle eines Vorworts den 1955 an die junge Generation gerichteten Appell des Hochschullehrers und Resistenzamitglieds Piero Calamandrei in Erinnerung rufen, ist bewegend und aktuell zugleich: „Wenn Ihr dorthin pilgern wollt, wo unsere Verfassung geschaffen wurde, geht in die Berge, wo die Partisanen fielen, in die Gefängnisse, wo sie eingekerkert waren, in die Lager, in denen sie hingerichtet wurden.“

Sabine Bade, Wolfram Mikuteit: Partisanenpfade im Piemont. Wege und Orte des Widerstands zwischen Gran Paradiso und Monviso. Ein Wanderbuch. Konstanz: Verlag Querwege, 2012

Christoph Jetter

Homosexuelle: Totgeschlagen und totgeschwiegen

„In welchem Ausmaß sind neben den homosexuellen Männern auch lesbische Frauen verfolgt worden?“ (S. 11). Diese Frage stellt Insa Eschebach, Leiterin der KZ-Gedenkstätte Ravensbrück, an den Beginn des 2012 von ihr herausgegebenen Sammelbandes „Homophobie und Devianz. Weibliche und männliche Homosexualität im Nationalsozialismus.“ Die hier versammelten Beiträge gehen überwiegend auf einen Workshop in der Gedenkstätte zurück, der 2010 stattfand. Auch dessen Titel „Homophobie, Devianz und weibliche Homosexualität“

Buchbesprechungen

tät im Nationalsozialismus. Geschichte und Gedenken“ lässt den gesetzten Fokus erahnen. Es geht vor allem darum, die historische Aufarbeitung weiblicher Homosexualität im Nationalsozialismus nachzuholen. Hinsichtlich der Verfolgung homosexueller Männer ist die Geschichtswissenschaft dagegen ein Stück weiter: Bereits seit den 1990er Jahren ist eine Beschäftigung mit ihr zu beobachten. Trotzdem wird die Thematik im Sammelband berücksichtigt.

Um eine Basis zu schaffen, beginnt der Sammelband mit drei Beiträgen zur nationalsozialistischen Verfolgung von Homosexuellen. Susanne zur Nieden gibt hierbei einen ideengeschichtlichen Einblick homophober Diskriminierungspraxis. Sie verdeutlicht die Angst der Nationalsozialisten, Homosexualität „könne den NS-Männerstaat zerstören“ (S. 34). Zur Niedens Ausführungen geben somit einen Anhaltspunkt, warum sich die nationalsozialistische Verfolgung von Homosexuellen vor allem auf Männer – und „nur“ in vergleichsweise geringem Ausmaß auf Frauen – erstreckte. Dass es sich bei der Verfolgung lesbischer Frauen jedoch zweifelsfrei auch um ein historisches Faktum handelt, verdeutlichen Claudia Schoppmann und Jens Dobler in ihren Beiträgen. Sie geben einen Überblick über die rechtlichen Grundlagen und beschreiben die Formen der Diskriminierung und Ausgrenzung lesbischer Frauen im Nationalsozialismus. Möglicherweise hätte im zweiten Beitrag auf eine breite Ausführung der juristischen Hintergründe verzichtet werden können, da sich diese zuweilen wiederholen.

Drei Beiträge nehmen weibliche und männliche Homosexualität in Konzentrationslagern in den Blick und thematisierten vor allem auch homophobe Einstellungen anderer Häftlinge. Alexander Zinn führt in diesem Kontext etwa die unter Kommunisten verbreiteten Vorurteile gegenüber männlichen Homosexuellen aus. Er verweist auf die durchaus gängige Praxis, im Machtkampf der Häftlingssselbstverwaltung andere Inhaftierte sexuell zu denunzieren. Insa Eschebach kann Vergleichbares in ihrem Beitrag über Homophobie gegenüber lesbischen Frauen im KZ Ravensbrück nicht ausmachen. Sie nimmt an, dies hinge damit zusammen, dass „weibliche Homosexualität zwar geächtet war, aber keinen strafrechtlichen Verfolgungsgrund darstellte und deshalb zur Denunziation einer Person vergleichsweise wenig geeignet war“ (S. 77). Eschebach verweist dagegen auf die in Erinnerungsberichten verbreitete „retrospektive Sexualisierung des SS-Personals und der Funktionshäftlinge“ (Ebenda).

Etwas isoliert steht der Beitrag von Claudia Schoppmann, der vier Biografien im Nationalsozialismus verfolgter lesbischer Frauen rekonstruiert. Die Beispiele deuten zum Teil die marginale Quellenlage an. Die Autorin ist auf die Auswertung von Polizei- und Gerichtsakten angewiesen, während persönliche Erinnerungsberichte völlig fehlen. Entsprechend bleiben zahlreiche Fragen offen, die einem befriedigenden Forschungsergebnis im Weg stehen.

Der dritte Teil des Sammelbandes widmet sich der Erinnerungspraxis weiblicher und männlicher Homosexualität im Nationalsozialismus. Klaus Müller greift hier den nach 1945 etablierten Mythos des „homosexuellen Nazis“ auf, ehe er etwas losgelöst hiervon – die

homosexuelle Gedenkkultur seit den 1970er Jahren skizziert. In zwei weiteren Beiträgen beschreiben Thomas Rahe und Insa Eschebach das Gedenken an die Verfolgung Homosexueller in KZ-Gedenkstätten. Rahe weist an dieser Stelle auch auf die Grenzen der Geschichtsmittlung durch solche Institutionen hin. Diese können ihm zufolge „keine stellvertretende Auseinandersetzung mit der Geschichte“ leisten. Erfolge keine Vernetzung mit Schulen und Medien, würden die KZ-Gedenkstätten zur „Alibi-Einrichtung“ (S. 148).

Einen Schwerpunkt bildet in diesem Teil des Sammelbandes die Kontroverse um das Berliner Homosexuellen-Denkmal. Aufgrund der kurz nach der Errichtung des Denkmals aufgekommene Debatte über die Repräsentation weiblicher Homosexueller ist es notwendig, verschiedenen Perspektiven Raum zu bieten. Diese Chance zur differenzierten Darstellung nutzt der Sammelband. Corinna Tomberger kritisiert in ihrem Beitrag etwa, dass die Jury im Rahmen des künstlerischen Wettbewerbs für das Denkmal „augenscheinlich keine Schwierigkeiten mit einer exklusiven Referenz auf schwule Männer“ habe. Die diesem Einwand folgende Teilveränderung des Denkmals problematisiert Stefanie Endlich in ihrem Beitrag. Ihr zufolge sei die „Veränderung des Kunstwerks nach politischen Vorgaben [...] vom Grundsatz her fragwürdig, weil die ursprünglich spannungsvolle Balance von baulicher Hülle und Video aufgelöst und nach Maßgabe eines anderen ‚Inhalts‘ neu interpretiert wird“ (S. 185). Keine Berücksichtigung findet bei Endlich der starke Gegenwartsbezug des Denkmals, wohingegen dieser Aspekt für Tomberger ganz wesentlich ist. Sie kritisiert „eine Instrumentalisierung für gegenwärtige oder künftige Interessen“ (S. 204), die dem Denkmal strukturell eingeschrieben sei.

Einige der Beiträge verfolgen einen vergleichenden Ansatz, mit dem sie eine weitere kontroverse Debatte anstoßen: Dabei gehen sie der Frage nach, ob die nationalsozialistische Verfolgung homosexueller Männer mit jener lesbischer Frauen verglichen werden kann. Jens Dobler kommt dabei in seinem Aufsatz zu folgendem Schluss: „Wenn wir die Maßnahmen zur Unterbindung, Unterdrückung und Einschüchterung von Lesben betrachten und noch dazu die generalpräventive Bedeutung des Paragraphen 175 sehen, die sich immer auch auf die weibliche Homosexualität erstreckte, kann man zu keinem anderen Ergebnis kommen, als dass Lesben ebenso eine Verfolgtengruppe waren wie Schwule“ (S. 61f). Andere Autoren – wie etwa Klaus Müller – halten dem entgegen, dass lesbische Frauen „sich in einem potenziell rechtlosen Raum befanden“, jedoch „nicht systematisch verfolgt wurden und ihnen das Schicksal anderer Gruppen erspart blieb“ (S. 135).

Insgesamt zeichnet sich der Sammelband vor allem durch eine differenzierte Darstellungsweise aus. In den angestoßenen Debatten, die sich sowohl um Verfolgung, als auch Gedenken drehen, bekommen stets unterschiedliche Positionen Raum. Zur weiteren Beschäftigung mit dem Themenkomplex wäre eine umfassende Bibliografie am Ende des Sammelbandes wünschenswert gewesen. Etwas versteckt findet sich diese auf immerhin dreieinhalb Seiten im Beitrag von Klaus Müller.

Zuletzt bleibt zu hoffen, dass die Geschichtswissenschaft nicht bei der Aufarbeitung weiblicher und männlicher Homosexualität im Nationalsozialismus Halt macht. Im Hinblick auf die Vielfalt von sexuellen Neigungen und Geschlechtern bleiben zahlreiche darüber hinausgehende Fragen offen. Es wäre demnach ebenfalls von Interesse, die Situation von A-, Bi-,

Inter- oder Transsexuellen im Nationalsozialismus zu erforschen.

Insa Eschebach (Hg.): Homophobie und Devianz. Weibliche und männliche Homosexualität im Nationalsozialismus. Berlin: Metropol Verlag, 2012.

Christian Hoge

„Zwischenanstalt“ für Hadamar

Noch am Beginn des vergangenen Jahrhunderts war Herborn eine kleine, wenig bekannte Stadt mit lediglich 4.000 Einwohnern. Die Bürger des Städtchens blickten aber optimistisch in die Zukunft und hegten ehrgeizige Pläne. Ihr Ort sollte wachsen, neue Arbeitsplätze sollten entstehen und neue Einwohner angelockt werden. Ein Schritt auf diesem Weg war der Bau eines modernen und leistungsfähigen Trinkwassernetzes, ein weiterer die Bewerbung als Standort für eine Landes-Heil- und Pflegeanstalt. Die Gemeinde erklärte sich bereit, einen Teil der benötigten Flächen unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Da auch Boden- und klimatische Verhältnisse den Erfordernissen genügten und eine gute Bahnbindung bestand, erhielt im Jahr 1906 zur Überraschung der zahlreichen Konkurrenten die Kleinstadt am Westerwald den Zuschlag. Zwei Jahre später begann der Bau eines für die Unterbringung von 1000 bis 1200 psychisch kranken und geistig behinderten Menschen geeigneten Krankenhauses. Die Planungen sahen vor, die Anstalt im laufenden Betrieb endgültig fertigzustellen, sodass zur offiziellen Eröffnung im März 1911 erst einige wenige Pavillons mit Kranken belegt werden konnten.

Aus Anlass des 100-jährigen Bestehens gab der heutige Träger des Krankenhauses beim Fachbereich Archiv, Gedenkstätten, Historische Sammlungen des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen eine Festschrift in Auftrag. Das Resultat ist keine kritiklose Jubelschrift, sondern ein sorgfältig abwägender, viele Aspekte einbeziehender Sammelband zur Geschichte des Hauses. An der Erstellung waren nicht nur ausgewiesene Historiker und Sozialwissenschaftler beteiligt, auch (ehemalige) Mitarbeiter des Hauses kommen zu Wort. Der Bogen, den die 21 Beiträge schlagen, reicht von der langwierigen Diskussion um Standort und Bau über alle Zeitphasen und Staatsformen des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Bedingt durch Aktenlage, Forschungsstand und gesellschaftliches Interesse schwanken Art und Intensität der Dokumentation. Während die Anstaltsgeschichte in Wilhelminischer Zeit und Weimarer Republik in drei Themen behandelt wird, widmen sich der deutschen Psychiatrie der NS-Zeit sechs Beiträge. Die unmittelbare Nachkriegsentwicklung, Fremdnutzung und Auseinandersetzung mit dem Krankmord werden ebenso geschildert wie die Veränderungen durch die Psychiatrie-Enquete seit den 1970er Jahren.

Weil die Rezension eines Aufsatzbandes schwerlich alle Artikel vorstellen und allen Aspekten gerecht werden kann, soll nur kurz auf den umfangreichsten Teil, die Beiträge zur Geschichte der Landesheilanstalt Herborn in der NS-Zeit, eingegangen werden. Der erste und auch ausführlichste Artikel stammt von Peter Sandner, Archivar am Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden. Er schildert kenntnisreich die Rolle des damaligen Anstaltsträgers, des Bezirksverbandes Nassau, und seiner Anstalt in Herborn. Der Leser erfährt, dass Herborner Ärzte bereits seit 1933 Fortbildungsangebote

zum Thema „Rassenhygiene“ nutzten und sich als Beisitzer an Erbgesundheitsgerichten auch aktiv in die Zwangssterilisationspolitik einschalteten. Der Anstalt selbst kam seit 1934 eine herausgehobene Position zu, denn der Bezirksverband hatte dort eine zentrale Operationsabteilung zur Vornahme von Sterilisationen eingerichtet. Während der fünfjährigen Existenz dieser Abteilung wurden dort 1188 Menschen unfruchtbar gemacht. Der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges brachte die Sterilisationstätigkeit dann fast völlig zum Erliegen. Stattdessen fungierte die Anstalt Herborn nun nach Absprache zwischen dem Bezirksverband und der Krankenmordaktion „T4“ in Berlin als Zwischenanstalt für die „Euthanasie“-Anstalt Hadamar. Über 1.500 Menschen wurden so aus bzw. über Herborn in den Tod deportiert, wie Georg Lilienthal ausführt. Ein weiterer Beitrag (Ralf Forsbach) geht der Frage nach, ob die Heilanstalt an Humanexperimenten beteiligt war. Bekannt ist, dass sich mit der nationalsozialistischen Machtübernahme der therapeutische Alltag veränderte. Mangels Akten lassen sich die angewandten Therapien allerdings kaum mehr nachzeichnen. Kurios beim Lesen, für die betroffenen Patienten zum Glück aber ungefährlich, muten Versuche der Behring-Werke an, mittels eines Medikaments aus Bierhefe Einfluß auf die Psyche der Kranken zu nehmen. Da nach dem Krankenmord weite Teile der Anstalt ungenutzt waren, wurde diese der Wehrmacht als Sonderlazarett zur Verfügung gestellt (Mark Siegmund Draxler). Und auch lange nach 1945 existierte noch eine Fremdnutzung des Geländes, wie die bis 1976 bestehende Chirurgische und Orthopädische Klinik zeigt (Irmtraut Sahmland). All diese Zeit- und Nutzungsphasen werden anschaulich, meist auch gut lesbar und mit viel Bildmaterial illustriert vorgestellt. Dass es auf Grund der Vielzahl an Autoren häufig zu Überschneidungen und Informationsdoppelungen kommt, ist schon der einzige Kritikpunkt dieses ansonsten lesenswerten Sammelbandes.

Nach über „100 Jahren Psychiatrie in Herborn“ ist die Stadt mittlerweile mehr als 20.000 Einwohnern auch überregional bekannt. Das psychiatrische Krankenhaus hat zu dieser Entwicklung, auch wenn es keine Großinstitution wie in den ersten Jahrzehnten mehr ist, sicherlich seinen Beitrag geleistet.

Christina Vanja (Hg.): 100 Jahre Psychiatrie in Herborn. Rückblick, Einblick, Ausblick. Marburg: Jonas Verlag, 2011

Dietmar Schulze

Eine Familie im Widerstand

Antje Kosemund erzählt in ihrem Buch „Sperlingskinder“ die Geschichte ihrer Familie. Gezeigt werden die Einschüchterungsversuche, die diese mit dem antifaschistischen Widerstand verbundene Hamburger Familie tagtäglich ertragen musste. Sie lässt dabei die beteiligten Personen vor den Augen des Lesers wieder aufstehen, wenn sie liebevoll über Vater und Mutter schreibt, von den Familienausflügen zum Altonaer Fischmarkt, Ferientagen an der Elbe, vom Weihnachtsfest und ihrer Schulzeit.

Die Geschichte beginnt im November 1932, als Antje Kosemund, damals noch Antje Sperling, vier Jahre alt war. Denn ihre ersten Erinnerungen gehen auf diese Zeit zurück, als die Hitler Diktatur bereits ihre Schatten vorauswarf. „Wir Kinder wussten, dass man über das, was in der Familie geredet wurde, draußen

nichts sagen durfte. Irgendwie wussten wir, es war gefährlich, davon etwas zu erzählen, es war uns nicht etwa politisch bewusst, eher war es eine gefühlsmäßige Geschichte.“ Antje Kosemund schreibt von den Denunziationen der einen und der Nächstenliebe der anderen, von Feigheit und Mut. Durch die detaillierten Beschreibungen ihrer Familie und anderer Widerständler, fühlt der Leser sich schon nach kurzer Zeit verbunden mit den handelnden Menschen. Dies macht diese Geschichte gleichzeitig lebendiger und grausamer. Sie erzählt wie ihr Vater, der auch bei größten Schneegestöber niemals seine Arbeit verpasst hatte, mit einem „schwarz geschlagenen“ Rücken und fehlenden Zähnen von einem Verhör bei der Gestapo zurückkam. Von ihrer Schwester Irma, die mit einer Behinderung zur Welt kam und schon als Kleinkind am 21. Dezember 1933 in einer Anstalt landete und schließlich von allen vergessen wurde. „... und das ist so furchtbar und letztlich eine so unglaubliche Tatsache, die sich nur aus der damaligen Zeit und den damaligen Verhältnissen erklären lässt“, schreibt Kosemund. Sie selbst erinnert sich an die 15 Monate jüngere Schwester, wie sie vergnügt in ihrem Bettchen zu Liedern mit den Armen wippte. Die Geschichte um ihre vergessene Schwester Irma bildet einen der Schwerpunkte dieses Buches. Antje Kosemund hält die Erinnerung an ihre kleine Schwester wach. Seit mehr als 20 Jahren hält sie Vorträge, um zu erinnern, und an das, was „angeblich“ nie passiert ist – an die Opfer der Euthanasie in der NS-Zeit. Nach eigenen Angaben sei dies ein Grund gewesen, dieses Buch zu schreiben. Denn als ihr Vater sie mit 86 Jahren im Juli 1981 bat, seine Unterlagen zu ordnen, fand sie die Sterbeurkunde ihrer Schwester und begann dem Leidensweg ihrer Schwester nachzugehen.

Kosemunds Mutter starb, als sie 13 Jahre alt war, die letzten Worte, die sie von ihr hörte, lauteten: „Pass gut auf die Kleinen auf.“ Die Situation nach dem Tod der Mutter beschreibt Kosemund als sehr schwierig, denn sie sah es nun als ihre Aufgabe an, für den Haushalt und ihre Geschwister zu sorgen, die Einkäufe zu erledigen, das Mittagessen zu kochen und die Wäsche zu waschen. Ihre eigenen Hausaufgaben blieben dabei meist auf der Strecke. So wurden die sowieso schon schweren Kriegsjahre zu einer persönlichen Katastrophe für Antje Kosemund. Und doch reflektiert sie auch immer wieder selbstkritisch die Zeit, als sie ein Kind war und in die Hitlerjugend eintreten musste. Wie sie sich über Abzeichen bei den „Reichsjugendwettkämpfen“ gefreut hatte: „Ich habe mir, als ich erwachsen war, hin und wieder überlegt, was aus mir, was aus uns geworden wäre, wenn wir nicht diesen Familienhintergrund gehabt hätten. Wenn meine Eltern Nazis gewesen wären, vielleicht wäre ich denn eine fanatische Anhängerin der Nazi-Ideologie geworden.“

Der 3. Mai 1945 wurde für Kosemund und ihre Familie zum Tag der Befreiung von Krieg und Faschismus. Doch hier endet die Geschichte nicht. Die Autorin erzählt weiter, von der Lebensmittelknappheit und Familien, die in Ruinen hausen mussten. Und auch davon, dass plötzlich niemand mehr von der Judenverfolgung, von Unterdrückung und Terror gewusst haben wollte. Auch von den Schwierigkeiten der nun 18-jährigen Antje Sperling, die Erwachsenen als Autoritätspersonen zu betrachten, erzählt sie. Denn das waren „diejenigen, die uns einen Trümmerhaufen hinterlassen und die zwölf Jahre Nazibarbarei mitgetragen hatten. Die für den Tod von Millionen Menschen in Europa und der Welt verantwortlich waren.“

Das Buch vereinigt vieles in sich und ist in erster Linie doch eine Familiengeschichte,

man erfährt von Streitereien, Affären und Spaltungen. Von schönen Sommertagen und schweren Schicksalsschlägen. Was es jedoch interessant macht, ist die Zeit, in der diese Geschichte spielt, und die Tatsache, dass Kosemunds gesamte Familie im antifaschistischen Widerstand organisiert war. Es hilft, diese Zeit zu verstehen, es ist nicht einfach nur eine Verurteilung der beteiligten Akteure, sondern vielmehr eine sehr persönliche Beschreibung der Erlebnisse, die hilft, nicht einfach zu vergessen.

Antje Kosemund: Faschismus und Nachkrieg. Vergessen ist Verweigerung der Erinnerung! Hamburg: VSA, 2011

Anna-Lena Sieber

Mangelnde Ahndung der NS-Verbrechen in der BRD

Über die Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen in der Nachkriegszeit liegt bisher nur wenig Material vor. Durch die in einem Projekt des Instituts für Zeitgeschichte inventarisierten und teilverfilmten Verfahrensakten der Verfolgung von NS-Verbrechen durch westdeutsche Justizbehörden seit 1945 hat sich die Ausgangslage für Forschungen zu diesem Thema entscheidend verbessert. Andreas Eichmüller schildert im vorliegenden Band beispielhafte, detaillierte Einzelfälle.

Zunächst zeichnet der Autor den Weg von der Entnazifizierung durch die alliierten Besatzungsmächte über die Justizkrise bis zum Straffreiheitsgesetz nach. Im Vordergrund steht dabei der Umgang mit der NS-Verfolgung und die Reaktion in der Öffentlichkeit. Der Autor arbeitet heraus, dass Ende der 1950er Jahre ein Wandel im Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit stattgefunden hatte. So sprachen sich Personen und Medien des gesamten demokratischen Spektrums nun für ein „Erinnern statt Vergessen“ aus und beklagten zudem die mangelnden Kenntnisse der jüngeren Generation über die Zeit des Nationalsozialismus. Das sei u.a. darauf zurückzuführen, dass die Verurteilung von NS-Verbrechen zunächst durch ausländische Justizbehörden verfolgt worden seien. Hier deuteten sich bereits die gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen der kommenden Jahre an, auch wenn in der ersten Hälfte der 1960er Jahre das Interesse an der strafrechtlichen Verfolgung von NS-Verbrechen zunächst wieder sank. Die westdeutsche Bevölkerung tendierte eher zu einer kurzen Phase des „Aufräumens“ als zu einer nachhaltigen Aufklärung.

Verfahren gegen NS-Täter wurden eingeleitet, wenn Privatpersonen Anklage erhoben oder Justizbehörden einem Anfangsverdacht nachgingen. Bemerkenswert an den Verfahrensabschlüssen ist: Fünf Sechstel der Ermittlungsverfahren blieben ohne Anklage. Das lag vor allem an rechtlichen Problemen, die der Autor auch für Nichtjuristen verständlich darstellt. Genannt sei hier das grundlegende Hindernis: Die Basis für die Verfolgung für NS-Verbrechen war das auf die „alltägliche“ Kriminalität ausgerichtete bundesdeutsche Strafrecht. Außerdem war die Grenze zwischen Mord und Totschlag sowie Täterschaft und Beihilfe oft schwer zu ziehen. Darüber hinaus mussten bei der Beurteilung auch das Unrechts-

Buchbesprechungen

bewusstsein der Verdächtigten, Befehls- und andere Notstände sowie Verjährungsfristen in Betracht gezogen werden.

Der Autor widmet sich dann ausgewählten Verbrechenkomplexen und analysiert auch diese zunächst statistisch. Schließlich schildert er die Verfolgung von Denunziationen während der NS-Herrschaft, die mangelhafte Ahndung von Kriegsverbrechen durch die NS-Justiz und die Verbrechen des Holocaust in Osteuropa anhand von konkreten Beispielen. Denunziationen etwa waren schwer zu beweisen und nach geltendem bundesdeutschem Recht kaum zu ahnden. Die mangelhafte Ahndung von Kriegsverbrechen lag nach Eichmüllers Auffassung an der international uneinheitlichen Meinung zur Verhältnismäßigkeit von Repressalien. Außerdem spielten das Bekenntnis zur „sauberen Wehrmacht“ und außenpolitische Erwägungen zur Integration der Bundesrepublik in die europäisch-atlantische Verteidigungsgemeinschaft eine Rolle.

Im letzten Abschnitt seiner Studie geht der Autor auf besondere Schwierigkeiten bei den Ermittlungen zu NS-Verbrechen ein. Das erste Problem war das Ermittlungspersonal. Es klagte zum einen über Überlastung und schlechte Bezahlung und verfügte oft nicht über das erforderliche zeitgeschichtliche Wissen. Die NS-Verbrechen gingen über eigenen Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus hinaus. Die Zeugen wiederum waren angreifbar wegen ihrer Emotionalität sowie ihrer landsmannschaftlichen und politisch-ideologischen Verbindungen zu Opfern oder Verdächtigten.

Als letzten Bereich untersucht Eichmüller strukturelle Probleme innerhalb der Ermittlungsbehörden. Die Aufteilung der Ermittlungsarbeit zwischen Polizei und Staatsanwalt war zunächst nicht eindeutig geregelt. Auch die weitere Verteilung der Zuständigkeiten (vor allem regional) erschwerte den Rückgriff auf bereits gesammelte Erfahrungen und Erkenntnisse. Die Landesjustizministerien nahmen zu Beginn der 1950er Jahre weniger Einfluss auf die Strafverfolgung als die Alliierten. Der Autor kann in den Landesjustizministerien keine bremsende Einflussnahme wahrnehmen.

In seiner Schlussbetrachtung bettet der Autor die Ergebnisse seiner Untersuchung in die gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Situation der frühen Bundesrepublik ein. Er beurteilt diese Faktoren als nicht günstig für die Verfolgung von NS-Verbrechen. Er kommt nochmals auf die oben skizzierten Rahmenbedingungen und Probleme zu sprechen und konstatiert, dass in anderen Verliererstaaten des Zweiten Weltkriegs – wie etwa Italien, Österreich und Japan – die Strafverfolgung in den 1950er Jahren weitgehend eingestellt wurde. Vor diesem Hintergrund sei die Verfolgung von NS-Verbrechen in der Bundesrepublik – insbesondere während ihrer Intensivierung in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts – als „bemerkenswert“ zu bewerten.

Für ihn steht aber fest, dass alle dargestellten Schwierigkeiten die Versäumnisse der deutschen Justiz in gewisser Weise erklärbar machen, nicht aber entschuldigen können.

Andreas Eichmüller: Keine Generalamnestie – Die Strafverfolgung von NS-Verbrechen der frühen Bundesrepublik. München: Oldenbourg, 2012.

Guido Schorr

Kriegstagebuch eines Wehrmachtsrichters

Werner Otto Müller-Hill wurde 1885 Freiburg im Breisgau geboren, studierte Jura und wurde Anwalt. Erste Erfahrungen als Kriegsrichter sammelte er bereits im Ersten Weltkrieg. In der Weimarer Zeit und in den ersten Jahren des NS-Regimes arbeitete Müller-Hill als Anwalt. Mit Kriegsbeginn wurde er zur Wehrmacht eingezogen und zum zweiten Mal Wehrmachtsrichter, zuletzt im Rang eines Oberstabsrichters. Seine Einsatzorte waren u.a. am Feldkriegsgericht Straßburg und in Thüringen. 1947 wird er in den badischen Justizdienst übernommen. Soweit die Kurzfassung seiner Vita.

Seit den späten 1970er Jahren kennen wir die Auseinandersetzung mit der Rolle der Wehrmacht, und insbesondere die der Wehrmachtsrichter während des Zweiten Weltkriegs. Im Mittelpunkt stand u.a. der Fall des baden-württembergischen Ministerpräsidenten Hans Filbinger. Offenbar wurde, dass die Wehrmacht Teil des NS-Systems war. Die Forschungen von Messerschmidt und Wüllner zeigten einige Jahre später das Ausmaß der Gewalt der Militärjustiz gegen Soldaten: über 30.000 Todesurteile u.a. wegen Desertion, Kriegsverrat, Wehrkraftzersetzung oder Kriegsdienstverweigerung. Zwar gibt es Gegenbeispiele, wie das Kriegstagebuch von Werner Otto Müller-Hill belegt, doch die Forschung zeichnet eine andere Realität. Trotzdem wurde das NS-Wehrmachtsunrecht erst 2009 endgültig aufgehoben. Hitzige Diskussionen im Bundestag gingen dieser Entscheidung voraus. Immer noch galten Deserteure für eine Reihe von Parlamentariern als Vaterlandsverräter, die ihren Kameraden in den Rücken gefallen waren – und das, obwohl das Bundessozialgericht bereits 1991 sowie der Bundesgerichtshof 1995 urteilten, dass die NS-Militärjustiz terroristisch und verbrecherisch gewesen war.

Vor allem die Reibungspunkte von selbst erlebter Amnesie bzw. willentlicher Verleugnung von NS-Militärjustizunrecht durch ehemalige Wehrmachtsrichter und dem Sonderfall Werner Otto Müller-Hill macht die Lektüre des Kriegstagebuches überaus spannend. Seine Aufzeichnungen beginnen am 27. März 1944 und enden einen Monat nach der Befreiung Deutschlands am 7. Juni 1945. Vorher hat er offensichtlich kein Tagebuch geführt (siehe Eintrag am 28. März 1945, S. 141).

Was seine Aufzeichnungen so interessant macht ist die Tatsache, wie viel jemand, wenn gleich auch in einer exponierten Position, über die Geschehnisse in Deutschland und in den okkupierten Gebieten hatte in Erfahrung bringen können. Er analysierte messerscharf die Kriegssituation und entwickelte ein einigermaßen wirklichkeitsnahes Bild des Kriegsverlaufs. Offenkundig war für ihn, dass der Krieg spätestens ab 1944 verloren war.

Über die Motivation, ein solches Tagebuch zu verfassen, lässt sich im Nachhinein trefflich philosophieren. Offenbar ging es Werner Otto Müller-Hill darum, Zeugnis über seine politische Einstellung, vor allem vor sich selbst und seiner Familie, abzulegen. Dabei war es ihm klar, was es für ihn bedeutet hätte, wenn seine Überlegungen und Einschätzungen während der NS-Zeit ans Tageslicht gekommen wären. Er war schließlich Heeresrichter und mit der Materie – u.a. öffentliche Wehrkraftzersetzung – vertraut.

Wolfram Wette hat das Vorwort zu dieser Veröffentlichung verfasst und hierzu u.a. die Personalakte Müller-Hills ausgewertet. Dort lassen sich keine Hinweise auf seine Rechtsprechung in Straßburg finden. Das war aber auch nicht zu erwarten. Nur in Ausnahmefällen

geben solche Unterlagen Auskunft über die tägliche Arbeit von Justizjuristen. Müller-Hill nimmt nach dem Krieg zu seiner Diensttätigkeit insoweit Stellung, dass er an keinen Todesurteilen beteiligt gewesen war und auch ansonsten milde Urteile abgefasst habe. Bislang liegen aber keine validen Daten über die Arbeit des Feldgerichts Straßburg vor und wir müssen uns mit der Aussage von 1947 begnügen.

Müller-Hill breitet ein überaus interessantes Bild eines kritischen Intellektuellen über die letzte Phase des Zweiten Weltkrieges aus. Er prangert in erster Linie die politische Führung NS-Deutschlands an, weniger die im Felde stehenden Soldaten oder die militärische Führung. Die Geschehnisse um den 20. Juni 1944 schneiden tief in die Erlebenswelt Müller-Hills ein. Er konnte sich kaum vorstellen, dass aus den Reihen der Wehrmacht ein Putsch gegen Hitler organisiert werden würde. Am 21. Juni 1944 notiert er: „Vor ein paar Tagen schrieb ich im Tagebuch, dass eine solche Verschwörung wohl kaum möglich sei und führte die Gründe dafür auf. Umso fabelhafter ist der Entschluss, mit dieser Thyranis unter völliger Zurücksetzung des eigenen persönlichen und wirtschaftlichen Schicksals aufzuräumen. (...) Das es, wie es den Anschein hat, missglückt ist, ist wahrhaft tragisch.“ (S. 59). Er prognostizierte, dass der Anschlag auf Hitler und die damit verbundenen logistischen Probleme des Ersatzheeres (eine Reihe von Verschwörern waren hier im Einsatz) in einer neuen Dolchstoßlegende enden würde und merkte sarkastisch an: „Graf Stauffenberg und seine Kumpane haben also die Niederlage verschuldet und nicht der Führer, dessen Genie den Sieg greifbar vorbereitet hatte“ (S. 76). Einen zweiten 20. Juli hielt Müller-Hill für unwahrscheinlich. Selbst im März 1945 attestierte er der militärischen Führung und dem Offizierscorps Widerwillen gegen eine gewaltsame Beendigung des Krieges aus eigener Kraft (S. 134).

An verschiedenen Stellen geht Müller-Hill auf den Holocaust ein. Er berichtet von Massenerschießungen polnischer und russischer Juden sowie von Vergasungen. Vor diesem Hintergrund fand er das Gekammer vieler Deutscher über ihr Los bei einer Niederlage Deutschlands als „zum Erbrechen widerwärtig“ (S. 92).

Die Lektüre verdichtet die Annahme, dass es jeder, der wollte und die Augen aufmachte, wusste, was in Deutschland vorging. Es ist ein einzigartiges Zeitdokument, mit sehr interessanten Einschätzungen für die Zeit nach dem (verlorenen) Krieg. Pessimistisch bleibt Müller-Hill vor allem hinsichtlich der (historischen) Lernfähigkeit der deutschen Eliten.

Das Tagebuch lässt keinen Zweifel daran, dass Müller-Hill die Spitzen des nationalsozialistischen Regimes mit Verachtung betrachtete. Gegen sie wettete er fast in jedem Tagebucheintrag. Seine eigene Arbeit als Wehrmachtsrichter hingegen steht selten im Fokus. Er stand zu den Grundsätzen der kriegsstrafrechtlichen Maßnahmen des NS-Regimes (Wehrkraftzersetzung zum Beispiel). Seiner Erfahrung nach veränderte sich die Rechtsprechung im Verlaufe des Krieges grundlegend: „Diese ganze Judikatur über die so genannte ‚Zersetzung der Wehrkraft‘ entfernt sich von dem ersten gesetzgeberischen Gedanken, der diese Strafbestimmung schuf, immer mehr. Ursprünglich dachte man an richtige Zersetzung, wie sie die unabhängige Sozialdemokratie 1917 und 1918 trieb, und die man unnachlässig bekämpfen wollte (...)“ (S. 29). Müller-Hill war nicht gegen eine Bestrafung von Angriffen auf die „Innere Front“. Andererseits kritisierte er, mit welcher Härte seine Kollegen gegen kriegskritische Äußerungen oder Desertion vorgehen: „Heute ist diese Kritik ‚Zersetzung der Wehr-

Wilhelm Leuschner – Gewerkschafter im Widerstand

Die Umsturzbewegung des „20. Juli“ kann nur unter Berücksichtigung ihrer zivilen Basis betrachtet werden. Auch wenn das Attentat auf Hitler misslang, hat dieses Bündnis der Demokraten nicht nur der Welt gezeigt, dass nicht die gesamte „Volksgemeinschaft“ hinter dem Diktator stand, sondern es wurden darüber hinaus wichtige Bedingungen für die Bildung einer parlamentarischen Republik im Nachkriegsdeutschland angebahnt. Maßgeblich daran beteiligt war Wilhelm Leuschner. Der Wiesbadener Forscher Dr. Axel Ulrich hat mit seinem Werk über den bedeutenden Gewerkschaftsführer und SPD-Politiker, der seinen heldenhaften Widerstand mit dem Leben bezahlte, endlich eine Lücke geschlossen. Bislang existierte lediglich eine vergriffene populärwissenschaftliche Biografie.

Das zivile Fundament des „20. Juli“ wurde viel zu lange sträflich vernachlässigt, nicht nur im Bereich der öffentlichen Wahrnehmung. So wurde noch vor wenigen Jahren durch den Stauffenberg-Spielfilm mit Hollywood-Star Tom Cruise wieder einmal der Fokus auf nur eine einzelne Person und speziell auf den militärischen Widerstand gelegt. Auch in der Forschung sind bislang nur geringe diesbezüglich anders akzentuierte Anstrengungen unternommen worden. Obwohl es eine Fülle an Zeugnissen dieser zivilen Regimegegner gibt – wie Wilhelm Leuschner, Carl Goerdeler, Jakob Kaiser, Julius Leber, Carlo Mierendorff, Emil Henk, Jakob Steffan, Ludwig Schwamb, Adolf Reichwein, Ludwig Bergsträsser, Willi Richter und viele andere mehr. Bereits in seinem wichtigen Buch über den politischen Widerstand in der Rhein-Main-Region (Thrun-Verlag, 2005) widmete der Autor Axel Ulrich diesem Aspekt ein spezielles Kapitel. Nun würdigt er in seiner Darstellung nicht nur den ehemaligen hessischen Innenminister Wilhelm Leuschner (1890–1944), sondern zudem den mit ihm kooperierenden politischen nicht-kommunistischen Widerstand gegen Hitler im Allgemeinen. Insofern handelt es sich nicht um eine Biographie im üblichen Sinne. Vielmehr konzentriert sich Ulrich auf die Darstellung des politischen Kampfes Leuschners und seiner Mitstreiter für den Erhalt der Weimarer Republik und später gegen den Nationalsozialismus.

Wilhelm Leuschner wurde am 15. Juni 1890 in Bayreuth geboren. Später lebte er in Darmstadt, trat dort 1913 in die SPD ein und engagierte sich in der Gewerkschaftsbewegung. Er wurde Vorsitzender der Darmstädter Gewerkschaften, dann Landtagsabgeordneter und schließlich 1928 Innenminister des Volksstaats Hessen. Schon damals zählten künftige Widerstandskämpfer wie Ludwig Schwamb und Carlo Mierendorff zu seinen engsten Mitarbeitern. Am Ende der Weimarer Republik rückte Leuschner zum stellvertretenden Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes auf. Nach der „Machtübernahme“ der Nazis musste er sein Amt als hessischer Innenminister aufgeben. Die Gewerkschaften wurden am 2. Mai 1933 zerschlagen. Es folgten Inhaftierungen in Gefängnissen sowie in den Konzentrationslagern Börgermoor und Lichtenburg. Von den Misshandlungen ungebeugt begann Wilhelm

kraft“, und es rollen unzählige Köpfe dafür. Dass dies das Ende der Justiz ist, ist klar“ (S. 30). Er hielt eine Strafe von 15 Jahren Zuchthaus für einen fahnenflüchtigen jungen Polen vertretbar, die Todesstrafe nicht. Wie schwierig die Einschätzung Müller-Hills als „NS-Gegner in Uniform“ ist, wie Wolfram Wette es in der Einleitung schreibt (S. 10), wird an diesem Beispiel deutlich. Er war Teil des Systems, aber kritisierte es wegen seiner ausufernden Entgrenzung.

Das Kriegstagebuch lebt von der Erfahrungswelt Müller-Hills zwischen Frühjahr 1944 und Juni 1945. Sehr bemerkenswert sind die vielschichtigen Facetten der Aufzeichnungen. Einer seiner grundlegenden und zugleich deprimierenden Aussagen ist: „Wenn der Nationalsozialismus eine gewaltige Tat vollbracht hat auf geistigem Gebiet, ist es die Tatsache, dass ein ganzes Volk aufgehört hat zu denken!“ (S. 129).

Werner Otto Müller-Hill: »Man hat es kommen sehen und ist doch erschüttert«. Das Kriegstagebuch eines deutschen Heeresrichters. 1944/45. Mit einem Vorwort von Wolfram Wette, München: Siedler Verlag, 2012.

Wolfgang Form

Der Roman vom Widerstehen

Ist es ein Monumentalwerk, ein großes historisches Panoramabild – oder eine breitgefächerte Dokumentation bewegender Schicksale? Vielleicht von allem etwas, auf jeden Fall aber ein beachtenswertes Buch.

Der von Sabine Friedrich unlängst veröffentlichte Roman erscheint auf den ersten Blick als ein großes Wagnis: beinahe 2000 Seiten unter einem spröden, aber doch herausfordernden Titel über ein noch immer etwas heikles, noch immer kontrovers diskutiertes Kapitel jüngerer deutscher Geschichte – dem Widerstand gegen das NS-Regime und gegen den von ihm entfesselten Weltkrieg!

Aber es ist keine Dokumentation, kein Roman nur vom „vom Leben und Sterben der Frauen und Männer des deutschen Widerstandes“ in den Jahren der Nazi Herrschaft und von dem schwierigen Überleben der Angehörigen – verwoben zwar mit belastbaren Fakten und ganz intimen Episoden.

Die Handlung umkreist grundsätzlich und zeitübergreifend Fragen nach den Bedingungen menschlicher Existenz, denen keine Generation ausweichen kann. Das Anliegen der Autorin, ihre Aufforderung an die Leser, steht allerdings in unmissverständlicher Formulierung auf der Umschlagseite ihres separaten „Werkstattberichtes“:

„Starrt nicht immer auf die Mörder! Stellt nicht immer wieder die selben Fragen: Wie kommt das Böse in die Welt? ... Da! Schaut euch lieber diese hier an, stellt euch dem wirklichen Rätsel: Wie kommt das Gute in die Welt?“

Über die Höhen und Tiefen ihrer etwa sechsjährigen Arbeit an diesem Werk – ihren in der eigenen Biografie wurzelnden Zweifel an diesem Eintauchen in die Lebens- und Gedankenwelt ihrer Protagonisten, gewährt die 1958 geborene Autorin berührende Einblicke.

Es war ein langjähriger Schaffensprozess, der angesichts seiner Komplexität und Materialfülle zeitweilig das normale Leben der Schriftstellerin mit familiären Umfeld zu überlagern drohte. Aber sie konnte auch ihre Erfahrungen aus der Arbeit an vorausgegangenen Büchern einbringen.

Über mehrere Arbeitsetappen, durch intensive Recherchen und Gespräche ist es ihr gelungen, ein äußerst schwieriges zeitgeschichtliches Thema mittels einer überraschend guten Handlungsführung überzeugend nachzuzeichnen.

Das Ergebnis ist eigentlich ein Netzwerk bewegender Liebesromane und ein Historienbild zugleich, welches die LeserInnen regelrecht in die Handlung hineinzieht und bald die weite Lesestrecke vergessen lässt. Über die verschlungenen und auf neue Weise erzählten Schicksale beispielsweise der Familien Coppi, von Moltke, Kuckhoffs, Harnacks, Schulze-Boysen, von Stauffenberg, von Treskow, Leber, Reichwein und vieler anderer mehr oder weniger Beteiligter am Widerstand gegen das NS-Regime sind zwar bereits viele Bücher und Dokumentationen geschrieben worden, aber in dieser literarischen Gestaltung noch nie.

Ich gestehe, dass mich dieses Buch dank der Werbung für einen Roman über den deutschen Widerstand zunächst nur interessierte wegen einer möglichen Parallelität zu meinen publizistischen Arbeitsthemen. Ob es sich wirklich um „eine Enzyklopädie des deutschen Widerstandes in der Hülle eines Romans“ handeln würde, wie von einem Rezensenten des „Spiegel“ bezeichnet, wagte ich zu bezweifeln. Doch ich ließ mich rasch beim Lesen überzeugen. Es wird allerdings auch deutlich, dass es sich hier vornehmlich um namhafte Vertreter des bürgerlichen Widerstandes dreht, deren aktives Handeln in den Treffen des Kreisauer Kreises und den Aktionen der sogenannten „Roten Kapelle“ geistig wie organisatorisch vorbereitet wurden – mit klarem Wissen um die Risiken eines solchen Tuns. Dies ist kein Manko, denn das entspricht den Tatsachen. Den Widerstand der sogenannten „kleinen Leute“ vermochten die Nazis meist schon im Anfangsstadium durch grausamen Terror zu ersticken. Ein Beispiel dieses oft einsamen Kampfes schildert Hans Fallada in seinen erst unlängst wieder neu herausgegebenen Werk „Jeder stirbt für sich allein“. Und die Antworten müssen neu durchdacht, wahrhaftig und lebenswahr formuliert sein.

Da kommt dieser Roman zur rechten Zeit, der als historischer Liebes- und Gesellschaftsroman bezeichnet werden kann, auf dokumentarisch verbürgter Basis in weiten Handlungssträngen ein Zeitpanorama lebendig werden lässt und vor allem die Entwicklungen und Entscheidungen menschlich nachvollziehbar darbietet. Im Hinblick auf die einzelnen Schicksale – auch in Bezug auf deren Entscheidung zum aktiven Widerstand gegen ein mörderisches Regime, gerade aus Liebe zum Leben – vermag dieser trotz aller Bearbeitung und Kürzungen ungewohnt umfangreich geratene Roman eine starke emotionale Resonanz zu erzielen. Eine Aufteilung der beinahe durchgängig verzahnten Handlung hätte diese Wirkung bestimmt sehr beeinträchtigt.

Zum Nachdenken und Nachfragen bietet der als Begleitheft empfohlene „Werkstattbericht“ eine gute Basis und animiert durch eine Liste weiterführender Literatur und die Reiseschilderungen zu historischen Stätten zur weiterführenden Beschäftigung mit dieser Thematik.

Und übrigens hält der materialmäßig neuartige Schutzumschlag eine langandauernde wie auch wiederholte Lektüre dieses gewichtigen Buches sehr wohl unbeschadet aus.

Sabine Friedrich: Wer wir sind. Roman. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 2012

Sabine Friedrich: Wer wir sind. Werkstattbericht. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 2012

Helga W. Schwarz

Buchbesprechungen

Leuschner sehr bald mit dem Aufbau eines zivilen Widerstandsnetzwerks, das er bis 1944 kontinuierlich ausbaute. Nach dem Scheitern des Umsturzversuchs vom „20 Juli“ wurde er vom „Volksgerichtshof“ zum Tode verurteilt. Am 29. September 1944 wurde das Urteil in Berlin-Plötzensee vollstreckt. Nach einem erfolgreichen Umsturz wäre Leuschner höchstwahrscheinlich Vizekanzler unter einem Kanzler Carl Goerdeler sowie einem Staatsoberhaupt Ludwig Beck geworden. Heute ist die höchste Auszeichnung des Landes Hessen – die Wilhelm-Leuschner-Medaille – nach dem bedeutenden Sozialdemokraten und Gewerkschaftler benannt.

Ulrich zeigt in seiner akribischen Arbeit die reichsweiten Zusammenhänge des Widerstandsnetzwerks, das durch Leuschners unermüdliche Kärnerarbeit immer engmaschiger wurde. Naturgemäß besaß diese konspirative Struktur einen starken sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Kern, doch es zählt zu seinen großen Verdiensten, ein breites Bündnis unter Einbeziehung bürgerlicher Kräfte im Kampf gegen die NS-Diktatur auf die Beine gestellt zu haben. Nur die Kommunisten konnten wegen ihrer moskautreuen Haltung und ihres hartnäckig verfolgten Ziels einer „Diktatur des Proletariats“ für den bedingungslosen Demokraten Leuschner keine Bundesgenossen sein. Die Zahl jener Regimegegner aus dem gesamten gewerkschaftlichen und linken Parteienspektrum, die in Leuschners Vertrauensleutenetzwerk involviert waren, schätzt Ulrich auf mehrere Tausend. Dabei ist sich der Autor der Tatsache bewusst, dass solche Angaben aufgrund der damals dringend erforderlichen konspirativen Geheimhaltung nur schwer näher zu beziffern sind.

Im Buch wird deutlich, wie sehr die militärischen Widerstandskräfte auf der einen Seite und das zivile Widerstandsnetzwerk auf der anderen Seite voneinander abhängig waren in ihrem Bestreben, Hitler zu beseitigen und gleichzeitig eine Revolutionsregierung zu bilden, die in der Lage gewesen wäre, dem Nationalsozialismus ein Ende zu bereiten. Beiden Seiten sei klar gewesen, dass der Umsturz nur in enger Zusammenarbeit zwischen Wehrmacht und Arbeiterschaft zu bewerkstelligen sein würde. Ebenso sei es Konsens gewesen, eine zunächst kurzfristig notwendige Militärdiktatur zur Bewahrung von Ruhe und Ordnung möglichst rasch durch eine wie auch immer demokratisch legitimierte Regierung abzulösen.

Neben den reichsweiten Zusammenhängen bringt Ulrich immer wieder regionale Beispiele, u.a. aus der Rhein-Main-Region, einem der neben Berlin wichtigsten Zentren des Leuschner-Netzwerks. Berücksichtigung finden auch die Denkschriften Ludwig Bergsträssers für den Aufbau einer demokratischen Gesellschaft, die dieser im Auftrag Leuschners erstellt hat. Hierdurch wurden wichtige Grundlagen geschaffen für das spätere Grundgesetz der Bundesrepublik, an dessen Ausarbeitung Bergsträsser maßgeblich beteiligt war. Auf eine ausführliche Darstellung der Geschehnisse rund um das gescheiterte Attentat Stauffenbergs auf Hitler wird hingegen verzichtet, da diese hinreichend aufgearbeitet und bekannt sind. Wichtig ist dem Autor auch, die Bedeutung Leuschners in seinem Wirken für eine einheitliche Volksgewerkschaft aufzuzeigen, wie sie nach dem Krieg im Prinzip durch Schaffung des DGB realisiert wurde.

Das Buch würdigt einen großen Demokraten und mutigen Widerstandskämpfer. Es ist unverzichtbar für alle, die den „Widerstand in seiner Gänze“ – so das Credo des bedeutenden Wissenschaftlers und Widerstandsforschers Wolfgang Abendroth – begreifen sowie die Hintergründe des „20. Juli“ verstehen möchten. Und es widerlegt, worauf Helga Grebing in ihrem Vorwort zu Recht hinweist, die These von der angeblichen Selbstlähmung des Arbeiterwiderstands, der zwar keine Massenbewegung, aber

ebenso wenig nur auf kleine Kreise und Zirkel beschränkt war.

Axel Ulrich: Wilhelm Leuschner – Ein deutscher Widerstandskämpfer. Für Freiheit und Recht, Einheit der Demokraten und eine soziale Republik. Wiesbaden: Thrun-Verlag, 2012

Andreas Dickerboom

wiedergelesen

Walter Kempowski:

Deutsche Antworten

„In Nürnberg auf dem Parteitag, ich bin doch treu marschiert! ... Auf mich hat er einen etwas gewöhnlichen Eindruck gemacht.“ „Ich war Maat auf dem ‚Aviso Grille‘, da fuhren die alle mit, Göring, Goebbels, auch Hitler. Was mir imponiert hat, er war ja seefest, die anderen spuckten, er nicht.“ „Autobahneinweihung 1937, als Pimpfe wurden wir zum Jubeln rangezogen ... dann kam die Autokolonne mit Hitler vorn ... Er machte ein ernstes Gesicht, und wir waren enttäuscht: Mein Gott, das soll alles gewesen sein? Aber – wir haben Hitler gesehen, nicht?“

Man schlägt Walter Kempowskis Buch am Anfang, in der Mitte oder einer beliebigen Stelle auf und kann es nicht fassen: Die Zitate seiner Informanten sind so unvermittelt, so dicht an dem Erlebten, wie es heute kaum noch denkbar ist. Das trifft

aus zwei Gründen zu: Der Autor hat die Stimmen 1973 beziehungsweise 1978 eingesammelt. Die Befragten sind heute entweder verstorben oder sehr hoch betagt und – was ebenso schwer wiegt – es sind noch einmal vier Jahrzehnte seit jenen Interviews vergangen. Neue Erkenntnisse oder stärkere Reflexion würden heute vermutlich zurückhaltendere, manchmal reflektiertere Antworten ergeben. Kempowski hatte sich seinerzeit auf die Suche gemacht, um Material und Hintergründe für seinen Roman „Tadellöser und Wolff“ aufzuspüren. Rasch stellte er fest, dass die vielgestaltigen Stimmen der insgesamt fast 500 Personen, mit denen er sprach, eine eigene Veröffentlichung verdienen.

Bei seinen Recherchen hatte er nur zwei einfache Fragen gestellt: „Haben Sie Hitler gesehen?“ und „Haben Sie etwas gewusst?“



Foto: Helmut Fricke